

Arn Strohmeier

Volk ohne Hoffnung

Eine Reise zu den Palästinensern
hinter der Mauer



Vorwort

Dieser kleine Bericht über die Situation der Palästinenser hinter der Mauer ist nach Eindrücken auf einer Reise entstanden, die ich mit einer Gruppe der Erwachsenenbildung aus Bremen nach Israel und in die besetzten Gebiete gemacht habe. Anlass der Reise war, uns über die Menschenrechtssituation „hinter der Mauer“ und die Chancen für einen gewaltlosen Widerstand der Palästinenser zu informieren. Wir fanden den Befund bestätigt, dass es in diesen Gebieten „israelische Staatsbürger mit vollen Rechten und nicht-israelische Nicht-Staatsbürger mit Nicht-Rechten gibt“, wie es ein israelischer Autor formuliert hat. Dieser Satz drückt den Sachverhalt aber noch zu milde aus, denn die Wahrheit ist: die Palästinenser sind der vollkommenen Willkür ihrer Besatzer unterworfen. Ihre Lage ist erschreckend und völlig hoffnungslos.

Die jüdischen Siedlungen breiten sich wie riesige, alles beherrschende Festungen auf palästinensischem Land aus. Die Mauer trennt Städte und Dörfer, Felder und Olivenhaine, Familien, Freunde und Verwandte voneinander. Die Checkpoints und Straßensperren sind jeden Tag Orte der Demütigung und Erniedrigung für die Menschen. Landraub, Häuserzerstörungen und die ständigen willkürlichen Verhaftungen – all das muss den Hass zwischen beiden Völkern nur vertiefen und die Aussicht auf Frieden in immer weitere Ferne rücken. Terrorismus – von welcher Seite auch immer – ist in einer solchen Unkultur der Gewalt die notwendige Folge.

Ziel einer solchen Politik kann es nur sein, jedes gesellschaftliche Leben und alle Ansätze zu einer politischen Staatenbildung der Palästinenser im Keim zu zerstören. Auch sehr viele Israelis – wenn auch leider noch nicht die Mehrheit – sind der Meinung, dass dies ein Irrweg ist und ihr Land immer tiefer in dem menschlichen, moralischen, sozialen, militärischen und politischen Morast der Okkupation und Herrschaft über ein anderes Volk versinkt. Mit einer solchen Politik untergräbt Israel seine eigene politische Legitimität sowie seine moralischen und sicherheitspolitischen Grundsätze. Das kann und darf uns Deutschen, die wir aus historischen Gründen ein besonderes Verhältnis zu diesem Staat haben, nicht gleichgültig sein. Freunde, die nie Kritik äußern, sind aber keine wirklichen Freunde. Mit Antisemitismus hat das gar nichts zu tun.

Ich bin mir bewusst, dass mein Bericht einseitig ist und nur die Menschenrechtsverletzungen der einen Seite sieht, obwohl es die der anderen Seite natürlich auch gibt. Aber diese Sichtweise ist durch die einseitige Art des Konfliktes bedingt. Israel ist politisch, wirtschaftlich und militärisch eine starke Macht, die Palästinenser sind absolute Habenichtse, sie sind völlig machtlos und den Israelis in jeder Beziehung unterlegen, ja ausgeliefert. Der amerikanisch-jüdische Autor Henry Siegmann spricht von einer „überwältigenden Ungleichheit zwischen Besatzern und Besetzten“. Die Palästinenser haben der israelischen Übermacht nichts entgegenzusetzen – außer ihr völkerrechtlich verbürgtes Recht auf Widerstand. Es ist eine total asymmetrische Auseinandersetzung, die seit Jahrzehnten im „Heiligen Land“ tobt. Und im übrigen: Kein palästinensischer

Soldat hat jemals in Israel als Besatzer gestanden, kein Palästinenser hat jemals einem Israeli auch nur einen Quadratmeter Land weggenommen und darauf Siedlungen gebaut, kein Israeli muss in demütigender Weise palästinensische Checkpoints passieren, kein Israeli ist von einer von Palästinensern gebauten Mauer eingeschlossen. Deshalb der einseitige Blick auf die Tragödie der Palästinenser. Israel als der so viel Stärkere könnte diesen Konflikt heute oder morgen beenden, wenn es nur wollte.

Natürlich geben meine Reiseindrücke nur einen kleinen Ausschnitt des Geschehens in Palästina wieder, aber wenn man die unzähligen medialen Quellen hinzunimmt, die zur Verfügung stehen, sowie die Aussagen israelischer Menschenrechtsgruppen, dann kommt ihnen ein hoher Grad zu verallgemeinernder Authentizität zu.

Ich bin mir der deutschen Verantwortung gegenüber den Juden und Israel voll bewusst. Ich bin aber nicht bereit, die Augen vor dem zu verschließen, was „hinter der Mauer“ geschieht. Wir Deutsche neigen dazu, Israel zu idealisieren und in Schutz zu nehmen, um uns von unserer historischen Schuld zu entlasten. Dass wir damit neue Schuld auf uns laden, indem wir das demütigende und dem Völkerrecht widersprechende Vorgehen Israels gegen die Palästinenser billigen, wird dabei allzu oft übersehen.

Arn Strommeyer
Bremen, Mai 2008

Mitri Raheb

Bethlehem – Stadt der Eintracht und der Liebe, weil hier nach christlicher Überlieferung der Gottessohn in einem Stall geboren sein soll und die Engel oben auf den Feldern den Hirten angeblich den „Frieden auf Erden“ verkündet haben? Äußerlich scheint in der weltberühmten Gemeinde auf den ersten Blick Alles seinen gewohnten Gang zu gehen: Die zum Teil prachtvollen Bauten und Gotteshäuser künden von der langen wechselvollen Geschichte, das arabische Leben pulst in bunter, wenn auch armer Geschäftigkeit, die Pilger aus aller Welt strömen in die Geburtskirche. Aber man braucht nur den Kopf zu wenden und sieht ringsum die Mauer der Israelis, die die Stadt in ihrem betonenen Zangengriff hält und jede Freizügigkeit nach außen vor ihren grauen Riesenwänden brüsk beendet. Über der Mauer drohen von den Hügeln herüber wie steinerne Festungen die jüdischen Siedlungen. Das äußere Bild täuscht also, denn nichts ist in dieser Stadt normal. Und an Frieden ist gar nicht zu denken. Selbst die christlichen Touristen, die die Geburtskirche und das Hirtenfeld besuchen, kommen nur für wenige Stunden mit dem Bus von Jerusalem hierher. Sie nehmen großen Anteil am Schicksal der heiligen Familie von einst, die in einem Stall Unterkunft fand, aber das Schicksal der Bewohner der Stadt von heute lässt sie eher gleichgültig.

„Destruction may be – creativity shall be...“ („Zerstörung mag es geben, aber Kreativität soll sein...“) steht auf einem großen Transparent, das die Eingangshalle des internationalen Begegnungszentrums in Bethlehem überspannt. Es ist eine Losung, die überall in Palästina gelten könnte, vorausgesetzt, dass es in den von der Mauer umwehrten Landfetzen, die von Palästina geblieben sind, überhaupt noch irgendwelche Hoffnung gibt. Der Palästinenser Mitri Raheb, der in dieser berühmten Stadt geboren wurde und in Marburg den Doktor der Theologie erwarb, ist Pastor an der evangelischen Weihnachtskirche und Leiter des Begegnungszentrums. Der schlanke sensible Mann mit dem gelichteten Haar und den durchdringenden braunen Augen, der auch in Deutschland kein Unbekannter ist – mehrere Bücher sind hier von ihm erschienen und in diesem Jahr erhielt er den Aachener Friedenspreis – sieht so furchtbare Gegensätze in der gegenwärtigen politischen Situation und im Zustand der palästinensischen Gesellschaft, dass er „schizophren werden“ fast für den einzigen möglichen Ausweg hält.

Die Friedenskonferenz von Annapolis Ende 2007, die ständigen Besuche von US-Präsident George W. Bush und seiner Außenministerin Condoleezza Rice in Jerusalem und die Gespräche zwischen Israels Regierungschef Ehud Olmert und Palästinenserpräsident Abbas – Raheb tut das mit einer Handbewegung ab. „Alles nur Friedensplauderei! *Hören* und *Sehen* haben in dieser Weltregion nichts miteinander zu tun. Genau das ist unsere schizophrene Situation. Wir *hören*, dass Bush noch bis zu seinem Abgang von der politischen Bühne Ende 2008 eine Lösung für das Nahostproblem zustande bringen will. Auch Olmert redet von einem Palästinenser-Staat – und wir *sehen* etwas ganz Anderes: Die

Mauer wird mit jedem Tag größer und länger, die jüdischen Siedlungen wachsen und wachsen und engen unseren Lebensraum immer mehr ein. Die Israelis mauern uns wirklich regelrecht ein, sie schaffen mit jedem Tag neue Fakten.“ Und der Pastor zitiert eine Stelle aus dem Buch Jeremias des Alten Testaments. Dort rufen alle im Volk ‚Frieden, Frieden!‘, aber der Prophet hielt dagegen: ‚Es gibt keinen Frieden!‘“

Mitri Raheb umschreibt die gegenwärtige Situation, die die Israelis schaffen, mit den drei Versalien: WAR – dem englischen Wort für Krieg. ‚W steht für Wall – Mauer. Dieses Bauwerk haben sie der DDR abgeschaut, sie führen es nur viel gründlicher und perfekter durch. A steht für Apartheid nach südafrikanischem Muster. Sie haben zwei unterschiedliche Verkehrssysteme eingeführt, sehr gute neue Straßen für die Israelis und die alten, verrotteten bleiben für uns. Oder ein anderes Beispiel für Apartheid: die Baugenehmigungen in den besetzten Gebieten. 2007 gab es 92 Baugenehmigungen für Palästinenser, 3000 unserer Häuser wurden von den israelischen Bulldozern abgerissen, die Siedler errichteten aber für sich 28 000 neue Häuser. Und R steht für die Reservate, also die Landfetzen oder Bantustans, in die sie uns – die Ureinwohner dieses Landes – sperren wollen!“

Bitter beklagt sich Mitri Raheb über die internationale Politik, vor allem des Westens, die ständig „Friedensbringer“ in die Region schicke, die vermutlich alle dicke Gehälter kassierten und hier politisch nicht das geringste zustande brächten. Da bezieht er auch die Kanzlerin seiner „zweiten Heimat“ Deutschland mit ein. Sie sei zum 60. Jahrestag Israels nach Jerusalem gekommen, habe in der Knesset (dem israelischen Parlament) in einer Rede ein Loblied auf den Staat, seine Errungenschaften und die deutsch-israelische Freundschaft gehalten – und habe die Palästinenser mit keinem Wort erwähnt. Für Israel habe sie als Gastgeschenk zwei U-Boote mitgebracht, die auch mit nuklearen Raketen ausgerüstet werden können. Für die Palästinenser habe es acht Polizeiautos gegeben.

In Gaza überlasse der Westen seit Monaten die eingeschlossenen und belagerten Menschen ihrem Schicksal. Niemand tue etwas gegen die furchtbare humanitäre Krise. Wenn der Topf dann zu explodieren drohe, hebe man den Deckel ein bisschen an, um das Schlimmste zu verhindern. „Sehen so Beiträge zum Frieden aus?“ fragt Raheb bitter und fügt hinzu: „Die Welt hat nicht den Mut, Israel die Stirn zu bieten!“

Dann macht der Gottesmann aus Bethlehem eine erstaunliche Feststellung: „Es gibt zu viel Religion in dieser Region. Es kann einem schlecht davon werden! Was hier völlig fehlt, ist echte Spiritualität. Das Übermaß an Religion gibt es aber auf beiden Seiten. Gleich hinter dem Checkpoint am Eingang nach Bethlehem liegt Rachels Grab – für fromme Juden angeblich eine heilige Stätte. Aber sie kommen nur einmal im Jahr, um ein wildes und ausgelassenes Fest dort zu feiern. Für die Palästinenser, die in den umliegenden Häusern wohnen, gilt dann eine strenge Ausgangssperre. Wenn die Feiernden wieder abgezogen sind, müssen die Anwohner den zurückgelassenen Festmüll wegräumen.“

Raheb sieht die Religion nur als Vorwand. In Wirklichkeit gehe es auch hier um Landraub. Direkt hinter der Mauer an Rahels Grab solle eine neue Siedlung entstehen. Das werde neue Konfrontationen schaffen. Ein Symbol der Gewalt sei auch das Patriarchengrab in Hebron (das Grab Abrahams, Isaacs und Jakobs, das auch von Moslems verehrt wird). Es gliche eher einer israelischen Kaserne als einer Pilgerstätte.

Raheb hätte auch das Mausoleum nennen können, das die Siedler für den Arzt Baruch Goldstein errichtet hatten. Dieser fanatische Siedler hatte am 25. Februar 1994 in der Ibrahimi-Moschee in Hebron 29 betende Moslems erschossen und viele weitere verletzt. Palästinenser töteten ihn, bevor er weitere Menschen umbringen konnte. Die Bestattung dieses Mörders geriet zu einer eindrucksvollen Kundgebung des religiösen Fanatismus. Auf seinem Grabstein in der Siedlung Kyriat Arba steht: „Hier ruht der Heilige, der Arzt Baruch Kapel Goldstein. Möge der Gerechte gesegnet sein. Möge Gott sein Blut rächen. Ohne Fehl und mit reinem Herzen opferte er sich für sein Volk, die Thora und das Land Israel. Möge seine Seele in Frieden ruhen.“ Nach langen Auseinandersetzungen im israelischen Parlament musste das Mausoleum schließlich abgerissen werden, das Grab blieb aber bis heute eine Pilgerstätte.

Aber Mitri Raheb vergisst auch seine eigenen Leute nicht. „Die palästinensischen Selbstmordattentäter vollbringen ihre furchtbare und verabscheuungswürdige Mission mit dem Ausruf: ‚Allah ist groß!‘“ Eine Unkultur der Gewalt und des Todes, die liturgische Züge trage, seien diese Orgien an Brutalität und Zerstörungslust. Alles drehe sich nur noch um den Tod, und das in einer Kultur wie der palästinensischen, die eigentlich lebensbejahend sei. In Gaza hätten die Menschen nur noch eine einzige Beschäftigung: an Beerdigungen teilzunehmen. Und wo gibt es einen Ausweg oder eine Hoffnung, wenn die politischen Perspektiven so vollständig fehlen? Mitri Raheb gibt eine Antwort, die irgendwo zwischen der Theologie Martin Luthers und dem antiken Mythos von Sisyphus anzusiedeln ist: „Hoffnung liegt darin, Bäume zu pflanzen, obwohl die Welt ringsum untergeht. Wir müssen handeln im Zeichen des Dennoch! Sonst wäre alles sinnlos! Hoffnung ist nicht das, was wir hören, sondern das, was jetzt praktisch gemacht wird.“

Was soll das konkret heißen? Raheb will Hoffnung hervorbringen, indem er anregt, Kultur zu schaffen. Der Unkultur des Todes ringsum will er eine Kultur des Lebens entgegen setzen und die Gewalt, die ihm zufolge nur wenige Palästinenser bejahen, in kulturelle Schöpfungen umwandeln. Nur so könne eines ferneren Tages so etwas wie eine Zivilgesellschaft entstehen. Junge Palästinenser lernen deshalb in dem internationalen Begegnungszentrum die verschiedensten handwerklichen und künstlerischen Fähigkeiten, die ihnen im Berufsleben dienen könnten, vor allem aber auch den gewaltlosen Umgang miteinander. Eben wie die Losung auf dem Transparent es mahnend sagt: „Destruction may be – creativity shall be ...“

Faten Mukarker

Zum Abendessen bei Faten Mukarker in Beit Jala, einem Ortsteil von Bethlehem. Sie ist eine Frau von vielleicht fünfzig Jahren mit großen traurigen Augen, die in ihrer Jugend einmal eine Schönheit gewesen sein muss. Auch sie ist Christin und hat Deutschland-Erfahrung. Ihr Vater ging, als sie zehn Jahre alt war, als Gastarbeiter mit der Familie nach Bonn. Hier verbrachte sie entscheidende Jahre. Seitdem lebt sie im Zwiespalt zwischen deutscher und arabischer Kultur, was Vor- und Nachteile habe, sagt sie, weil man die jeweils andere Kultur mit mehr Distanz sehen könne, als wenn man ausschließlich nur in der einen lebe. Sie hat Bücher geschrieben, die auch in Deutsch erschienen sind und immer wieder kommt sie zu Vorträgen in ihre Wahlheimat.

Aber ihre erste Heimat ist und bleibt Palästina, da lässt sie keinen Zweifel, auch wenn hier die Leiden so groß sind. Die Mauer der Israelis rings um ihre Stadt empfindet sie als besonders schmerzlich. Einmal, weil sie und ihre Landsleute durch dieses Monster aus Beton hermetisch von der Außenwelt abgeschnitten werden. Für die kleinste Fahrt in die Nachbargemeinde braucht man ein „Permit“ (einen Passierschein) der Israelis und der ist schwer zu bekommen. Und die Soldaten an den Checkpoints sind auf Schikanen gedrillt, willkürlich lange Wartezeiten und rüde Abfertigungsmethoden sind an der Tagesordnung, ja die „Normalität“. Früher hätten die Juden davon geträumt, sagt sie, „nächstes Jahr in Jerusalem“ zu sein, „jetzt träumen wir davon, einmal im Jahr in diese Stadt reisen zu dürfen.“

Aber Faten Mukarker hat noch eine besondere Erfahrung mit der Mauer gemacht. Oben auf dem Berg von Beit Jala besaß sie einen großen Olivenhain mit hunderten von Bäumen, der seit Jahrhunderten im Besitz ihrer Familie war. Dann teilten die israelischen Behörden ihr mit, dass der Hain aus militärischen Sicherheitsgründen enteignet werde. „Sicherheitsgründe“ hieß in diesem Fall, dass hier die Mauer gebaut werden sollte, die die nahe Siedlung Har Homar schützen sollte. Und da die Mauer selbst stets noch einen breiten Schutzraum um sich braucht, gab es für Fatens Bäume keine Chance mehr. Als der Bulldozer anrückte, stellte sie sich dem eisernen Koloss verzweifelt entgegen und beschwor den israelischen Offizier, der das Unternehmen leitete, doch die wunderbaren alten Ölbäume stehen zu lassen. Er habe das nicht beschlossen und führe nur einen Befehl aus, war die lapidare Antwort. Faten wandte sich an den Fahrer des Caterpillar, einen Palästinenser in israelischen Diensten, und schrie ihn an, ob er keine Ehre habe, hier sein eigenes Land zu zerstören. „Ich habe eine Familie und sechs Kinder. Wovon soll ich sonst leben?“, gab der zurück und ließ die riesige Maschine auf Fatens Bäume los.

Geblichen ist so gut wie nichts von dem Hain. Grau, riesig, unerbittlich und unüberwindbar steht dort heute die Mauer, die die Israelis euphemistisch „Trennungszaun“ nennen. „Bäume“, sagt Faten traurig, „*besitzt* man in unserer Kultur nicht, sondern ist ihr Hüter, weil sie vielen Generationen gehören und ihnen Leben spenden. Man muss Jahrzehnte warten und sie pflegen, bis sie richtig

Früchte tragen, weshalb eine Baumkultur einer Ackerbaukultur überlegen ist, weil Ackerbau immer nur im kurzen Jahresrhythmus stattfindet.“ Im Arabischen, sagt Faten, gebe es sogar ein Sprichwort, das man dann anwende, wenn man sich gegen eine Beleidigung wehre: „Was willst Du von mir, habe ich etwa einen von deinen Olivenbäumen ausgerissen?“

Fatens Erlebnis mit ihren Bäumen hatte ein Nachspiel in Deutschland. Auf einem Kirchentag stieß die Palästinenserin auf einen Info-Stand, der für die „Begrünung“ Israels warb. Für 50 Euro konnte man die Patenschaft für einen Baum übernehmen, der dann irgendwo im Land gepflanzt würde. Natürlich bekomme man auch ein Zertifikat. Die Frau hinter dem Stand sprach Faten an, ob sie nicht auch spenden wolle. Der Palästinenserin aus Bethlehem fiel es schwer, sich zu beherrschen, aber ruhig erzählte sie der Frau, was sie gerade mit ihren Bäumen erlebt habe und fügte die Frage hinzu, ob es da nicht absurd wäre, Geld für Bäume in Israel zu spenden. Die Angesprochene bekam einen roten Kopf, wandte sich ab und sprach kein Wort mehr mit Faten.

Traurig ist sie auch über die Beziehung des mächtigen und von ihr so geliebten Deutschland zum kleinen ohnmächtigen und so zerstückelten Palästina. Auch sie spricht die Rede von Kanzlerin Angela Merkel im April 2008 vor dem israelischen Parlament an, in der sie „uns“ mit keinem Wort erwähnt habe. „Heißt das“, fragt sie, „dass Deutschland den Mauerbau, der ja ausschließlich auf unserem Gebiet stattfindet, die ständige Neugründung und Erweiterung von Siedlungen, also den Landraub unseres Gebietes, die ständigen Verhaftungen, die gezielten Tötungen, die Schikanen an den Checkpoints, die Zerstörung unserer Landwirtschaft und die Aushungerung von Gaza billigt? Wissen die Deutschen eigentlich“, fragt Faten Mukarker, „dass sie mit solchen Positionen bei uns die politisch Extremisten stärken, die auch Gewalt anwenden wollen?“

Faten will und kann das nicht glauben. Zu groß ist ihre Achtung vor dem großen Deutschland. Aber da gibt es auch Zweifel. Ein israelischer Freund habe ihr neulich erzählt, es sei doch eine komische Sache, dass man den Deutschen früher vorgeworfen habe, sie hätten in der Hitlerzeit immer weggeschaut und heute würden die Israelis das von den Deutschen geradezu verlangen.

Faten weiß natürlich, wie schlecht die Position der Palästinenser in der internationalen Politik ist: „Wegen des Mauerbaus sind wir vor den Internationalen Gerichtshof in Den Haag gezogen und haben dort gewonnen. Die Mauer ist völkerrechtlich illegal, so weit sie auf unserem Gebiet gebaut wird. Israel hat das ebenso wenig interessiert wie die vielen UNO-Resolutionen zu unseren Gunsten. Das heißt: Nehmen wir unser Widerstandsrecht wahr und wehren uns gegen die Okkupation mit Waffen, sind wir Terroristen. Gehen wir vor ein internationales Gericht und gewinnen, hat das keinerlei Folgen. Was bleibt uns da noch?“

Noch einen Grund hat Faten traurig zu sein. Sie hat zwei Söhne und zwei Töchter. Die Söhne haben studiert und sind dann nach Amerika ausgewandert, wo sie lukrative Jobs haben. „Sie werden nicht zurückkommen“, sagt sie, „und meine Töchter, die noch studieren, werden ihnen irgendwann folgen. In diesem ausgebluteten und gepeinigten Land haben Akademiker oder Akademikerinnen keine

Zukunft. Die Sache hat natürlich Methode. Die gut ausgebildeten jungen Leute bekommen von den Israelis ein Visum zur Auswanderung, denn als Arbeitslose wären sie hier ein revolutionäres Potenzial. Die Israelis sagen: ‚Die Klugen sollen abhauen, die Dummen und schlecht Qualifizierten können bleiben, mit denen werden wir fertig.‘ Das ist nicht gut für unsere Zukunft, wenn die Besten gehen“, sagt Faten sehr nachdenklich und denkt dabei nicht nur an ihre eigenen Kinder.“

Früher seien die jungen Menschen auch hier geduldig und leidensfähig gewesen. Schwere und bedrückende Situationen hätte man mit dem Hinweis auf Gott – ‚Inshalla‘ (wenn Allah es so will!“) – ertragen. Aber Fernsehen und Internet hätten den Blick der Menschen verändert, weil man dank dieser neuen Techniken hinter die Mauer schauen und sehen könnte, wie die Menschen ‚draußen‘ leben. Das wecke Wünsche und Sehnsüchte. Die jungen Leute wollten deshalb auch wie ‚Menschen‘ leben – und zwar jetzt und nicht erst in einer fernen Zukunft. Wenn dem nicht Rechnung getragen werde, sei die nächste Intifada nur eine Frage der Zeit. Wenn die Lage für Kinder und Jugendliche aber so perspektiv- und hoffnungslos sei, müsse man sich da wundern, wenn Einige religiösen Extremisten auf den Leim gingen, die ihnen von den Schönheiten des Paradieses im Jenseits vorschwärmten, um sie für Selbstmordanschläge zu gewinnen?

*

Im Flüchtlingslager Deheishe

Anwar (Name vom Verfasser geändert), ein junger Palästinenser von vielleicht 25 Jahren, führt durch das Flüchtlingslager Deheishe in Bethlehem. Er erzählt die Geschichte des Camps, das eines der ältesten in Palästina ist und gleich nach dem Krieg und der Vertreibung 1948 als Zeltlager gegründet wurde. Er berichtet, wie sich die Menschen dann hier in festen Gebäuden auf engstem Raum eingerichtet hatten. In den Zelten wohnten anfangs 1000 Menschen, in den festen Bauten sind es heute 5000. Am Anfang besaß eine Familie mit mehreren Kindern nur ein Zimmer von der Größe drei mal drei Meter. Eine von diesen Kleinstherbergen hat die Zeiten überlebt, und ich habe die Gelegenheit, einen Blick hineinzuwerfen. Ich kann mir nicht vorstellen, wie hier mehrere Menschen gelebt haben können – jede Küche oder jedes Badezimmer in einer deutschen Sozialwohnung sind größer als diese winzige Zelle.

Heute sind die Häuser und Räume großzügiger angelegt, es ist viel gebaut worden im Lager. Noch immer leben die Menschen von der Unterstützung durch die UNWRA, das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen, das auch für die Aufrechterhaltung der Schulen und der Krankenversorgung zuständig ist. Die Integration der Flüchtlinge ist schwer in einem Land, das besatzungsbedingt 50 Prozent Arbeitslosigkeit hat.

Anwar erzählt von der großen Solidarität im Lager, die Menschen hielten sehr zusammen. Sonst hätten sie die vielen militärischen Attacken der Israelis gar nicht überstehen können. Immer wieder seien die Panzer durch die engen Straßen des Camps gerollt und hätten alles nieder gewalzt. Viele junge Männer hätten bei diesen Kämpfen ihr Leben gelassen und würden nun als Märtyrer verehrt. Anwar zeigt in die Höhe an die Ecke einer Hauswand und erklärt, dass es im Lager keine Straßennamen gebe, um die Israelis bei ihren Attacken die Orientierung zu erschweren. Aber die Besatzer haben an den Hauswänden hebräisch geschriebene Straßennamen angebracht, die ihnen die Arbeit erleichtern sollen. „Jede Nacht kommen sie“, sagt Anwar, „und verhaften ganz willkürlich Leute von uns.“ Auch Anwar hat viele Jahre in israelischen Gefängnissen gesessen.

Er führt zu einem alten Mann, der in einem kleinen Haus allein lebt. Der Palästinenser ist 86 Jahre alt, sieht noch frisch und rüstig aus und trägt einen langen Kaftan. Zum Kaffee, den er reicht, gibt es – merkwürdige Kombination – kleine würzige Gurken. Der Greis hat die Katastrophe der Palästinenser, die Nakba, noch selbst erlebt, als die Israelis in einer groß angelegten „ethnischen Säuberung“ (die Aktion wird heute auch von vielen israelischen Historikern so genannt) an die 500 arabische Dörfer und elf Städte entvölkerten – mit dem einzigen Ziel, die Menschen zu vertreiben, um das Land für den neuen Staat in Besitz zu nehmen. Genau 60 Jahre ist das her, etwa 800 000 Menschen mussten damals fliehen, viele kamen um. Es kam zu Massakern, um die Menschen in Panik zu versetzen. Das schlimmste war das von Deir Jassin, einem Dorf bei Jerusalem, bei dem über 200 Menschen ermordet wurden.

Während die Israelis mit blauweißen Fahnenmeeren, Militärparaden, Flugshows der Luftwaffe, abendlichen Feuerwerken und Tanz auf den Straßen ihr Staatsjubiläum feierten, gedachten die Palästinenser still, traurig und depressiv der Nakba, der Katastrophe ihrer Nation, und ließen schwarze Luftballons der Trauer aufsteigen, die den Himmel über Palästina verdüstern sollten. Luftballons sind hier zudem von einer besonderen Symbolik. Sie können, was Menschen – eben Palästinenser – nicht können: einfach aufsteigen und die Mauer überwinden.

Der alte Mann sagt: „Bis 1948 lebten wir hier im Land einigermaßen friedlich zusammen. Dann kamen die Europäer. Sie hatten ein Problem und lösten es auf unsere Kosten.“ Die Worte „Juden“ und „Holocaust“ nimmt er nicht in den Mund. Er zeigt auf einer Karte an der Wand, wo sein Dorf liegt: im heutigen Israel – nicht einmal 30 Kilometer von Bethlehem entfernt, aber seit 1967 ist es für ihn unerreichbar wie der Mond oder der Mars. Und doch hofft er, eines Tages zurückkehren zu können in sein „Paradies“, wie er es verklärend nennt. Das Lager bezeichnet er als „Käfig“.

Im schon hohen Alter von 76 Jahren ist der Greis noch zum Schriftsteller geworden. Er zeigt seine Manuskripte, die in ihrer kleinen kalligraphischen arabischen Schrift wunderbar anzusehen sind. Natürlich schreibt er über die Nakba und sein Dorf. Und weil die Jüngeren begierig sind, etwas über die eigene

Geschichte zu erfahren, ist er ständig zu Lesungen und Vorträgen unterwegs. Im Lager genießt er große Achtung.

Anwar versteht die Sehnsucht des alten Mannes nach Rückkehr, will aber selbst nicht in das Dorf seiner Eltern zurück. Seine Heimat ist das Lager, hier ist er groß geworden, hier hat er seine Aufgabe und seine Freunde und Bekannten. Ihm schwebt als Vision für die Zukunft ein gemeinsamer demokratischer Staat vor, in dem Juden und Palästinenser frei, friedlich und gleichberechtigt zusammenleben können – ohne Mauern, Checkpoints, ohne Benachteiligung und Diskriminierung. Das ist der Traum, den vermutlich seine ganze Generation teilt. Die Chance, dass er in Erfüllung geht, ist gleich Null. Aber wenn er in Erfüllung ginge – Phantasieren ist ja nicht verboten, dann könnte der alte Mann vielleicht auch noch einmal sein Dorf wieder sehen bzw. wenigstens den Platz, an dem es einmal gestanden hat ...

*

Zitate

Abends lese ich in meinem Hotelzimmer in einer palästinensischen Broschüre einen Artikel über die Nakba und finde dort ein denkwürdiges Zitat des Zionistenführers und ersten israelischen Regierungschefs David Ben Gurion. In einem Brief an den Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses Nahum Goldmann bekannte er sehr ehrlich: „Wenn ich ein arabischer Führer wäre, würde ich niemals eine Einigung mit Israel anstreben. Das ist ganz natürlich: Wir haben ihr Land in Besitz genommen. Sicher, Gott hat es uns versprochen, aber was haben sie damit zu tun? Unser Gott ist nicht der Ihre. Wir kommen von Israel, das ist wahr. Aber 2000 Jahre ist das her, was geht sie das an? Es hat Antisemitismus gegeben, die Nazis, Hitler, Auschwitz, aber war das ihre Schuld? Sie sehen nur das Eine: Wir sind hierher gekommen und haben ihr Land gestohlen. Warum sollten sie das einfach hinnehmen?“

Die Broschüre zitiert auch Theodor Herzl, den Begründer des Zionismus. In seinen „Tagebüchern“ schrieb er: „Wir sollten versuchen, die arme Bevölkerung [in Palästina] hinwegzuzaubern, indem wir für sie Arbeit in den Nachbarstaaten besorgen. Gleichzeitig sollten wir ihnen jede Beschäftigung in unserem Land verweigern. Die Reichen werden auf unsere Seite kommen. Beides – der Prozess der Enteignung und der Vertreibung der Armen – muss diskret und umsichtig durchgeführt werden.“

Als Israels früherer Ministerpräsident Menachem Begin im Kibbuz „Ein Haroresh“ 1969 gefragt wurde, warum Israel die Existenz des palästinensischen Volkes nicht anerkenne und natürlich auch gegen die Gründung eines palästinensischen Staates sei, sagte er: „Mein Freund, aufgepasst. Wenn Sie die Idee von einem ‚Palästina‘ anerkennen, zerstören Sie Ihr Recht, in Ein Haroresh zu leben. Wenn das hier Palästina ist und nicht Erez Israel, dann sind Sie Eroberer und keine Siedler, die den Boden bearbeitet haben. Dann sind Sie Landräuber

(„envassisseurs“). Wenn das hier Palästina ist, dann gehört das Land hier jenem Volk, das hier gelebt hat, bevor Sie hierher kamen. Nur wenn das hier Erez Israel ist, haben Sie das Recht, in Ein Haroesh zu leben. Wenn das nicht Ihr Land, Ihr Vaterland, das Land Ihrer Vorfahren und Ihrer Söhne ist, was machen Sie dann hier? Dann sind Sie nämlich zu einem anderen Volk gekommen, wie das behauptet wird, haben es vertrieben und haben ihm seinen Boden genommen.“

Der spätere Ministerpräsident Ehud Barak brachte den Sachverhalt sehr ehrlich und offen auf die einfache Formel: „Wenn ich Palästinenser wäre, wäre ich vermutlich auch Terrorist geworden.“ Ist in diesen Zitaten die die ganze Entwicklung des Nahost-Konfliktes vor- bzw. nachgezeichnet?

*

Berichte Betroffener

Ich bummele durch die Gassen von Bethlehem und fotografiere ihre malerischen Winkel, Bögen und Durchgänge. Ein junger Mann spricht mich an und fragt in gutem Englisch, ob ich Journalist sei. Ich bejahe seine Frage, erstaunt darüber, wie er mir das wohl ansehen konnte. Er bietet mir an, mich mit einigen Menschen zusammenzubringen, die besonders unter der israelischen Okkupation gelitten hätten. Abdul (so will ich den jungen Mann nennen) hat selbst vier Jahre in israelischen Gefängnissen gesessen. Er zeigt mir seine Entlassungsurkunde, die vom Roten Kreuz ausgestellt ist. Abdul führt mich zu einem Haus in der Innenstadt, das an der Kreuzung zweier Gassen liegt. Ein Mann in mittleren Jahren, von eher zarter Statur und mit sensiblen Gesichtszügen empfängt uns und bittet in das Wohnzimmer, das mit einer bombastischen Polstergarnitur und einem großen Fernsehapparat ausgestattet ist. An der Wand hängt ein Bild von vier Märtyrern, dessen Rahmen mit einer palästinensischen Fahne umhüllt ist. Einer von diesem Männern, wird er mir später erklären, ist ein Verwandter. Ich bitte den Mann, dessen Namen ich nicht nennen will, mir seine Geschichte zu erzählen. Mit leiser und gebrochener Stimme schildert er den für seine Familie und ihn so schicksalhaften Tag – Dienstag, der 2. April 2002.

Eine kurze Erklärung zur damaligen politischen und militärischen Situation: Im Jahr 2000 waren die Friedensgespräche von Camp David zwischen US-Präsident Bill Clinton, Israels Ministerpräsident Ehud Barak und Palästinenserpräsident Jassir Arafat gescheitert. Der Prozess der Oslo-Verträge hatte in Palästina große Hoffnungen auf Frieden geweckt, entsprechend groß war die Enttäuschung, als sie sich als Illusion erwiesen. Ende September 2000 nach dem provokativen Besuch Ariel Sharons auf dem Tempelberg in Jerusalem wurden palästinensische Demonstrationen durch die israelische Armee blutig niedergeschlagen. Die zweite Intifada begann. Im Februar 2001 wurde Ariel Sharon mit einer Mehrheit von 63 Prozent von den Israelis zum Ministerpräsidenten gewählt. Die israelische Armee ermordete gezielt Dutzende von palästinensi-

schen Aktivisten. Die Hamas begann daraufhin mit einer neuen Serie von Selbstmordattentaten. Im Dezember schnitt Sharon Arafat und seine Leute in Ramallah von der Außenwelt ab und hielt ihn in seinem Amtssitz fest. Ende März 2002 begann der zweite Krieg Sharons gegen die Palästinenser mit der Wiederbesetzung der meisten Städte und Dörfer im Westjordanland. Sharon gab vor, die „terroristische Infrastruktur“ zerstören zu wollen. In Wirklichkeit zerstörte er die staatliche und zivile Infrastruktur der Palästinensischen Autorität (PA), also der Regierung von Jassir Arafat. Tausende von Palästinensern wurden verhaftet.

Am jenem Dienstag Anfang April – also wenige Tage nach Kriegsbeginn – drangen die Israelis morgens um acht Uhr in Bethlehem ein, erzählt der Mann, der mir gegenüber sitzt. Bomben explodieren, Steine fliegen. Seine Kinder schreien vor Angst. Soldaten dringen in das Haus ein und beschuldigen die Familienmitglieder mit vorgehaltener Waffe, dass sie Terroristen seien. An der eisernen Tür des Nachbarhauses, in dem seine Mutter und sein Bruder wohnen, befestigen sie eine Sprengladung und bringen sie zur Explosion. Als die Tür immer noch nicht aufspringt, feuern sie mit ihren Maschinenpistolen auf das Portal. Die Mutter und der Bruder stehen dahinter und werden tödlich getroffen. Dann kämten die Soldaten die Wohnung durch, richteten große Verwüstungen an, demolieren Möbel, zerreißen die Kleider in den Schränken und die Bettwäsche und verbrennen die Bücher in den Regalen. Sie nehmen Elektrogeräte, Schmuck und Kameras mit. Dann verhängen die Israelis eine dreitägige totale Ausgangssperre, was auch bedeutet: Drei Tage bleiben die Leichen der Mutter und des Bruders im Haus liegen, bevor sie bestattet werden können. Eine Stunde Zeit gewähren die Militärs für die Beerdigung von insgesamt neun Leichen.

Der Mann hat dies alles mit seiner leisen und gebrochenen Stimme erzählt, die manchmal auch zittert. Er zeigt mir seine Arme, er hat große weiße Flecken – schwere Pigmentstörungen. In seinem schwarzen Haar und Bart hat er überall weiße Inseln. „Von dem Schock“, sagt der Mann, „ich bin immer noch völlig traumatisiert. Ich brauche psychologische Hilfe. Aber in Bethlehem gibt es so etwas nicht, und wenn doch, könnte ich das nicht bezahlen. Ich habe meine Stelle verloren und bin völlig mittellos. Für meine Haut gibt es eine amerikanische Salbe. Man kann sie über den Libanon beziehen, aber sie ist sehr teuer, und ich kann das Geld dafür nicht aufbringen.“

Die Tür zum Flur steht offen. Ein etwa 17jähriges Mädchen geht vorbei – mit völlig ausdruckslosem Gesicht, sie nimmt uns überhaupt nicht wahr. „Sie ist sehr krank“, sagt der Mann, „sie hat überhaupt keine Gefühle mehr.“ Auch sie braucht offenbar dringend eine Behandlung. Der Sohn kommt ins Zimmer, um dem Vater einige Video-Aufzeichnungen zu bringen. Er setzt sich zu uns, ich nicke ihm freundlich zu und will ihn begrüßen. Der Junge, der vielleicht 14 ist, reagiert überhaupt nicht, er ist völlig apathisch, nimmt von mir, dem Fremden, überhaupt keine Notiz. Die ganze Familie ist offenbar traumatisiert und völlig stumm.

Der Mann legt die Videos ins Gerät und stellt den Fernseher an. Ich sehe das ganze Drama, das er erzählt hat, nun im Bild: Wie die Soldaten ins Haus stürmen, höre die Explosionen und Schüsse, da liegen die tote Mutter und der Bruder in ihrem Blut hinter der Tür. Auf den Straßen spielen sich gespenstische Szenen ab: Panzer walzen alles nieder, was ihnen im Weg steht – Autos, Müllcontainer und kleine Lastkarren. Die Panzer haben oben auf ihrer Kuppel noch zusätzliche Aufbauten, die fast wie Hochsitze der Jäger aussehen. Von dieser erhöhten Position aus können Scharfschützen auf alles schießen, was sich bewegt, wenn Ausgangssperre herrscht.

Ein Kameramann, der sich offenbar auf das Recht zur freien Berichterstattung beruft, wird von den Soldaten bedroht und weggedrängt. Hubschrauber kreisen bedrohlich über der Stadt und feuern Raketen ab, große Fesselballons stehen am Himmel und sind mit Kameras ausgerüstet, um jede „feindliche“ Bewegung zu registrieren. Außerdem sind sie mit Sirenen ausgestattet, die einen ohrenbetäubenden schrecklichen Lärm erzeugen.

Dann zeigt der Mann Bilder von der verwüsteten Wohnung. Nichts ist mehr heil, nichts steht mehr an seinem Platz. Die Zimmer sind ein einziges chaotisches Schlachtfeld. Überall an den Wänden sind Löcher von Einschüssen zu sehen, eine Granate hat ein Stück aus der Ecke des Wohnzimmers herausgerissen. Ich frage den Mann, ob er jemals politisch tätig war, einer militanten Gruppe angehört habe. „Nein“, sagt er, „nie! Ich war nie politisch tätig.“ Glaubt er noch an den Frieden? Müde und matt sagt er: „Inshalla!“ („Wenn Allah es will!“) und fügt hinzu: „Wir sind hier in Bethlehem eigentlich immer sehr friedlich gewesen. Vor der Besetzung sind wir mit den Juden gut ausgekommen. Sie kamen damals immer zu uns auf den Markt, weil die Preise hier niedriger waren. Es hat nie Probleme gegeben.“

Zum Schluss erzählt der Mann mir noch eine Einzelheit, die ihm so schwer zugesetzt habe wie das ganze Drama zuvor. Zwei Tage nach der Konferenz von Annapolis, auf der US-Präsident Bush einen neuen Friedensprozess einleiten wollte, teilten ihm die Israelis mit, dass sie seinen Olivenhain in der Nähe von Jerusalem enteignet hätten. Sie brauchten das Land zur Erweiterung ihrer Siedlungen.

*

Anfang März 2008 sah ich spätabends zu Hause in der Nachrichtensendung der britischen BBC einen längeren Bericht über die Liquidierung von vier Palästinensern durch eine israelische Undercovereinheit in Bethlehem. Sie saßen zusammen in einem Kleinwagen und wurden von Kugeln durchsiebt. (In deutschen Nachrichtensendungen habe ich dergleichen Berichte noch nie gesehen.) Wie immer bei solchen Aktionen hatte Israel behauptet, dass es sich bei den Männern um „lange gesuchte Terroristen“ handele. Aber wer waren diese Männer wirklich? Dass sie auf einigen martialischen Fotos Maschinenpistolen trugen, heißt ja nicht viel. Denn auch die israelischen Siedler, die Zivilisten sind,

tragen MP's und setzen sie auch sehr oft ein. Und in Israel habe ich so viele Normalbürger mit MP's gesehen wie noch in keinem anderen Land der Welt, darunter viele halbwüchsige Teenager. Die vier Männer waren Mitglieder der Fatah, also der großen Partei, die zur Zeit das Westjordanland beherrscht. Auch Präsident Abbas, mit dem Israel zu diesem Zeitpunkt in Gesprächen über „Frieden“ verhandelte, gehört dieser Organisation an.

Mein Begleiter Abdul führt mich in ein Haus, in dessen Wohnzimmer eine große Familie versammelt ist. Eine junge Frau, in ein weites arabisches Gewand gekleidet, begrüßt mich. Es ist die Witwe eines der vier getöteten Männer. Sie spricht wild gestikulierend auf mich ein und berichtet, wie furchtbar das ihr zugestoßene Schicksal sei. Die kleine Tochter schmiegt sich schüchtern an ihr Bein, der halbwüchsige Sohn sitzt mit großen traurigen Augen im Sessel und starrt vor sich hin. Eine Oma, wohl die Mutter des Ermordeten, kommt herein und will mir fast schreiend auf arabisch etwas erklären. Sie versteht gar nicht, dass ich nichts verstehe. Immer wieder erzählt mir die Witwe den Ablauf des dramatischen Geschehens. Die israelischen Soldaten, die in Zivil waren, hätten, um keinen Verdacht zu erregen, ein arabisches Auto in ihren Besitz gebracht, indem sie den Fahrer festnahmen. Dann sei der Kleinwagen mit den vier Männern an einer Kreuzung mit Schüssen durchsiebt worden. Zwei Minuten vor der Tat hätte sie mit ihrem Mann noch über das Handy telefoniert, er sei ein so optimistischer und glücklicher Mensch gewesen – und in der Stadt so beliebt.

Dann bringt der Sohn eine schwarze Plastiktüte herbei und legt sie mir auf den Schoß. Ich packe sie aus und habe die Kleider des Toten in der Hand, die er bei dem Mord trug: einen von Geschossen durchsiebten Pullover, einen Schal in den palästinensischen Farben, an dem noch das getrocknete Blut klebt, und eine Sportmütze. Ich betrachte und befühle die grausige Hinterlassenschaft und gebe sie dann an die Oma weiter, die sie sich vor das Gesicht drückt und anfängt durchdringend zu kreischen.

Die Witwe hat inzwischen eine DVD in das Abspielgerät gelegt. Auch diese Familie hat dank der neuen Technik die letzten Augenblicke im Leben des Vaters für immer bewahrt. Die Aufnahmen entstanden kurz nachdem die Schüsse gefallen waren – der Vater liegt da mit den anderen drei Männern in großen Blutlachen tot im Wagen. Die Menschen, die gerade in der Gegend waren, drängen sich fassungslos heran. Kameraleute sind schon vor Ort und treten in Aktion.

Dann das durch Mark und Bein gehende Geschrei der Trauernden, die bei der Beisetzung zu Tausenden dem offen zur Schau gestellten Leichnam das letzte Geleit zum Friedhof geben. Als der tote Körper vor dem Grab abgesetzt wird, beugen die nächsten Angehörigen sich noch einmal zu ihm herab und streicheln das Gesicht. Die kleine Tochter, die jetzt neben mir auf dem Sofa sitzt, und mir, dem Fremden, beim Anblick dieser Bilder ganz vertraut ihre Hand auf den Arm gelegt hat, versucht, dem Vater noch einmal die Augen zu öffnen. Sie will wohl noch einen letzten Blick von ihm erhaschen. Dann verschwindet der Leichnam in der Gruft und wird eingemauert. Wie oft hat das kleine Mädchen diese grau-

sigen Szenen, die vermutlich jeden Tag hier abgespielt werden, schon gesehen und was werden sie in ihrer Seele – und ähnliche Bilder in den Seelen tausender anderer palästinensischer Kinder – bewirken?

Die Witwe erzählt, wie das israelische Fernsehen die Tat am Abend als großen „Sieg im Kampf gegen den Terrorismus“ gefeiert habe. Drei Stunden sei das israelische Kommando den Männern gefolgt – auch mit Hubschraubern, um den besten Moment für die Schüsse abzapfen. Mit ihren Kameras hätten sie das ganze Geschehen aufgenommen. Die Bilder des israelischen Fernsehens existieren in tausendfacher Kopie in Bethlehem. Es sind die Bilder, die ich gerade sehe, ergänzt durch eigene Aufnahmen der Palästinenser und der arabischen Fernsehsender.

„Nein, ein Terrorist war er nicht“, sagt die Witwe immer wieder. Um es mir zu beweisen, legt sie ein anderes DVD in den Apparat: Ihr Mann als Volksredner, wie er bei einer Veranstaltung in der Stadt von vielen tausend Menschen stürmisch gefeiert wurde. Und ihr Mann als liebevoller Vater, wie er mit seinen Kindern bei einem Spaziergang ausgelassen herumtollt und die kleine Tochter zu ihrer hellen Freude immer wieder in die Luft wirft, um sie dann aufzufangen und ihr einen Kuss zu geben. „Nein“, sagt die Witwe noch einmal, „ein Terrorist war er nicht. Mit seinem Tod hat er mein Glück mit sich genommen, nun ist alles zu Ende.“

Zwei Tage nach dem Tod des Vaters haben die israelischen Soldaten den halbwüchsigen Sohn – er ist 17 – verhaftet. Zwei Monate haben sie ihn festgehalten. Der Junge mit den traurigen Augen erzählt, er sei mitten in seinen Abschlussprüfungen in der Schule gewesen, aber das hätte sie nicht interessiert. Er habe ein ganzes Schuljahr verloren. Man hätte ihn im Gefängnis – immer an den Händen gefesselt und mit einer Augenbinde versehen – geschlagen und nachts den Schlaf verweigert. Immer wieder hätten die Verhörbeamten ihm rüde gedroht: „Wir verteidigen unser Land, niemand kann uns stoppen. Wir zerstören ganz Palästina, bevor einem Israeli etwas passiert.“ Und: „Dein Vater war ein Hund, wir werden deine Mutter zum Schreien bringen!“ Sie hätten Gasolin in seine Zelle gesprüht, was furchtbare Juckreize verursacht hätte. Er hätte Magenbeschwerden bekommen, eine Behandlung hätte man ihm aber verweigert.

Dann krempelt er seine Ärmel hoch und zeigt auf seinen Armen lange rote Streifen, die nicht weggehen und sehr jucken. Er vermutet, dass sie von einer falschen Injektion herrühren.

Mit großer Beklemmung verlasse ich diese Familie.

*

Abdul hat versprochen, mich noch für ein Interview mit Fatah-Leuten zusammenzubringen. Mit einem, der bei den letzten Wahlen eine führende Funktion errungen hat, telefoniert er ständig. Niemand von diesen Leuten habe ein festes Zuhause, sie schliefen jede Nacht woanders, um den Kommandos der Israelis zu entgehen. Irgendwann steht der Fatah-Mann in seinem Auto vor uns –

ich will ihn hier Mohammed nennen. Ich steige ein. Es ist schon ziemlich dunkel. Abdul sagt, wir führen in ein Restaurant, wo wir sicher seien. Die Fahrt geht durch die ganze Stadt zu den Hügeln auf der anderen Seite, wo es kaum noch Verkehr und Passanten gibt. Auch die Straßenbeleuchtung ist sehr spärlich. Die beiden telefonieren dauernd mit ihren Handys. Ich verstehe so viel, dass es um mich geht, weil immer wieder das Wort „alleman“ (Deutscher) fällt. Ich werde unruhig und frage Abdul, wann wir denn zu dem Restaurant kommen. Abdul bemerkt meine Besorgnis und will mich beruhigen: „Vertrau mir!“, sagt er.

Plötzlich sind wir wieder im hell erleuchteten Stadtzentrum. Mohammed stellt den Wagen ab. Wir gehen eine der uralten breiten Treppen hinauf und verschwinden in einem ebenso alten Haus, das einst sehr feudal gewesen sein muss. In einem riesigen Raum mit einem hohen Deckengewölbe steht nur eine üppige Couchgarnitur um ein Tischchen herum. Sechs oder sieben Fatah-Leute sind schon da. Es ist wie bei der Zusammenkunft einer Geheimgesellschaft. Mohammed fragt mich, wer ich bin und wo und für wen ich arbeite. Ich muss wohl erst sein Misstrauen überwinden.

Ich frage ihn nach der politischen Situation in der Stadt. Er geht zunächst gar nicht darauf ein. „Ich muss mich verstecken“, sagt er, „sie wollen auch mich umbringen. Gerade haben sie zwei Männer in Nablus getötet. Viele sind hier gefährdet, weil sie zur Liquidierung ausgewählt sind („for killing elected“). In Kürze soll in der Stadt ein internationaler Wirtschaftsgipfel stattfinden. Um Gefahr für das Treffen abzuwenden, töten sie vorher noch junge Leute.“

Dann kommt Mohammed doch auf die Probleme Bethlehems zu sprechen: „Wir wenden viel Mühe auf, die Stadt schön zu machen, aber die Israelis zerstören alles wieder in kurzer Zeit. Hier herrscht deswegen eine ‚soziale Krankheit‘ („social disease“). Die Kinder haben große Angst vor Panzern und Soldaten. Die Ladeninhaber schließen ihre Geschäfte schon sehr früh, weil sie sich unsicher fühlen. Die Menschen hier hatten sehr große Hoffnungen in die Verträge von Oslo (1993/95) gesetzt, aber sie wurden bitter enttäuscht. Seit Oslo sind hier im Westjordanland 7000 Palästinenser getötet und 30 000 verwundet worden. Über 12 000 Menschen wurden verhaftet. Bethlehem rangiert in dieser Statistik ganz vorn.“ Mohammed versichert, dass die vier erschossenen Männer sehr friedliche Leute gewesen seien. Und auch er sagt: „Sie waren in der Stadt sehr beliebt, weil sie die Interessen der Menschen hier vertraten.“

Und wie sieht sein Blick in die Zukunft aus? Wie soll es weiter gehen? Mohammed weiß es nicht. Die Situation sei verzweifelt. Die jungen Leute heirateten nicht mehr, weil sie keine Arbeit und kein Geld hätten, um eine Familie zu gründen. Viele von Ihnen verließen Palästina für immer. Neue jüdische Siedlungen um die Stadt herum seien schon geplant. Die Demütigungen an den Checkpoints seien unerträglich.

Was kann er als Politiker unter diesen Umständen überhaupt tun? „Wenn Frieden herrschte, könnte ich sehr viel tun“, sagt Mohammed, „aber unter diesen Umständen nichts, gar nichts, außer zu versuchen, mich zu verstecken und mein nacktes Leben zu retten.“

Weit nach Mitternacht verlasse ich diese so konspirativ anmutende Versammlung in dem alten schönen Haus. Nur Mohammed hat gesprochen, die anderen hatten die ganze Zeit schweigend dabei gegessen. Er ist wohl zur Zeit der unumstrittene Führer der Fatah in Bethlehem. Er tat mir noch eine besondere Ehre an und brachte mich mit seinem Auto zum Hotel. Kaum hatte er mich dort abgesetzt, gab er wieder Gas und verschwand mit quietschenden Reifen in der Nacht.

*

Besuche bei Menschenrechtsorganisationen

Nach den direkt von der Besatzung Betroffenen standen Besuche bei Menschenrechtsorganisationen auf dem Programm – palästinensischen und israelischen. Wie schätzen sie die Situation ein? Zuerst – zufällig ist es der Tag der Nakba, der 15. Mai – eine Visite bei dem „Center for Conflict Resolution und Reconciliation“ („Zentrum für Konfliktlösung und Versöhnung“, CCRR) in Bethlehem. Das Center ist eine palästinensische Nicht-Regierungsorganisation (NGO) und versteht sich selbst als eine „alternative Annäherung an eine Transformation des Konflikts ... Unsere höchsten Werte sind: Frieden, Versöhnung, Vergebung, Respekt und Hoffnung.“ Die Organisation will durch ihre Projekte einen Beitrag zu einem prosperierenden gewaltlosen Palästina dadurch leisten, dass sie immer mehr Gruppen der palästinensischen Gesellschaft befähigt, am politischen Entscheidungsprozess, der ihr Leben ja stark beeinflusst, zu beteiligen.

Der Chef der Organisation, der 56jährige Palästinenser Dr. Noah Salameh ist an diesem Tag – dem Gedenktag an die Nakba – so aufgewühlt, dass er es, wie er sagt, fast nicht aushalten könne. Er hat, obwohl er versichert, nie gewalttätig gewesen zu sein, 15 Jahre in israelischen Gefängnissen verbringen müssen. Am liebsten würde er heute den ganzen Tag in seinem Garten arbeiten, um sich abzulenken von der tristen Gegenwart dieses Tages, der so furchtbare Erinnerungen wecke, gesteht Noah.

Sieht er dennoch Perspektiven für die Zukunft? „Mein höchster Wunsch ist es, irgendwann in einem Palästina ohne Konflikte zu leben. Ob ich das noch erleben werde, ich weiß es nicht. In der letzten Nacht haben die Israelis einen meiner Projektleiter verhaftet, der zusammen mit einer israelischen Gruppe an einem Friedensprojekt arbeitete. Absurd? Natürlich, aber es gibt keine Alternative, als die Widersprüche auszuhalten. Wenn ich zweifle, weiß ich, dass ich bin“, sagt er philosophisch, schwankt aber, ob bei ihm die Depression oder die Hoffnung überwiege. Die Hoffnung muss doch ein bisschen den Vorrang haben, denn er bekennt: „Einige kämpfen mit Gewehren, wir kämpfen mit Erziehung.“ Aber bitter fügt er hinzu: „Ich kann nicht an einen Gott glauben, der das Land den Israelis gab. Warum hat er mich dann in diesem Teil des Landes zur Welt kommen lassen?“

„New Profile“

Nur einen kurzen Tag mit leider zu wenig Eindrücken in Tel Aviv. Die Stadt wirkt weltläufig, elegant, ganz westlich, diese jüdische Gründung hat nichts Orientalisches mehr. Eine imponierende Skyline am Meer, breite Alleen und elegante Einkaufsstraßen, schicke Wohnviertel und prächtige Villen, modebewusste Menschen, die sich unbeschwert und lässig geben – und gut besuchte Cafés und Bistros, die so schön sind wie die in Paris. Eine Stadt des business und des hightech, aber auch der Lebensfreude und des Genießens offenbar, eine Stadt, die pulst und atmet. Und die Mauer und was dahinter geschieht und auch die Widersprüche in der israelischen Gesellschaft selbst – es scheint, als ob das hier niemanden interessiere. Das Bild von dem „Tanz auf dem Vulkan“ will mir nicht aus dem Kopf.

In den Räumen der Heinrich-Böll-Stiftung informieren zwei mutige israelische Frauen über das, worüber man in dieser Gesellschaft nur hinter vorgehaltener Hand spricht: den Militärstaat Israel. Ruth Hiller und Tal Haran vertreten die Organisation „New Profile“, die sich zwei Ziele gesetzt hat: 1. in dem hochmilitarisierten Staat Israel das universale Recht auf Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen durchzusetzen, das es bisher nicht gibt. Pazifismus ist sozusagen Landesverrat. Männer müssen drei, Frauen zwei Jahre dienen; 2. das ganz auf Militär und Krieg ausgerichtete Bewusstsein der meisten Israelis so zu verändern, dass das Land sich in Richtung einer westlichen Zivilgesellschaft entwickelt.

Ruth Hiller sagt: „Normalerweise haben Staaten Armeen, bei uns ist es umgekehrt: Hier hält sich die Armee einen Staat.“ Aus dieser Feststellung ergibt sich für die Organisation ganz automatisch ein weiteres Ziel: Die israelische Gesellschaft soll sich von einer „diskriminierenden und unterdrückenden zu einer egalitären entwickeln und von einer Besatzungsmacht zu einem respektvollen Nachbarn.“

Denn die israelische Kultur, so Hiller, erzeugt ein Weltbild, in dem Krieg – in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – unvermeidbar und ein notwendiger und akzeptierter Weg ist, die eigenen Probleme zu lösen. Das sei aber ein überholtes Weltbild. „Wir brauchen keinen Staat von Kriegern, der ständig mobil macht. Israel ist in der Lage, eine entschlossene Friedenspolitik zu betreiben. Nicht äußere Zwänge und Bedrohungen, die außerhalb unserer Kontrolle liegen, machen uns zum passiven Objekt und Opfer – das sind alles nur Vorgaben und Entscheidungen des politischen und militärischen Establishments. Bei uns verbergen sich hinter dem Begriff ‚nationale Sicherheit‘ allzu oft nur wohl kalkulierte Entscheidungen, die eine militärische Aktion zum Erreichen eines politischen Zieles rechtfertigen sollen.“

Genau diese Geisteshaltung sei es aber, die Israel von einem Krieg zum nächsten treibe und die Besetzung der palästinensischen Gebiete rechtfertige. Wenn

das so sei, dann müsse man aber auch die Geschichte Israels hinterfragen. Denn der Staat Israel sei auf der Nakba – der palästinensischen Katastrophe 1948 – gegründet. Könne die Armee angesichts einer solchen Geschichte noch eine Quelle des Stolzes sein?

Ruth Hiller ist über die Probleme in der eigenen Familie zu „New Profile“ gestoßen. „Als mein drittältester Sohn mir sagte, dass er nicht zur Armee gehen werde, musste ich mich entscheiden, ob ich für oder gegen ihn bin. Ich habe mich für ihn entschieden.“ Was aber nicht leicht war, denn Ruth Hiller lebt in einem Kibbuz, in dem trotz seiner sozialistischen Ausrichtung der militärische Geist vorherrscht. Wenn sie ihre Argumente gegen die Übermacht des Militärs in Israel vorbringt, bekommt sie sofort die Antwort entgegengehalten: „Nie wieder Auschwitz!“ Denn das sei in Israel die gängige Meinung: Der Holocaust sei der letzte Beweis dafür gewesen, dass sich die Juden, um zu überleben, bewaffnen und eine hoch gerüstete Nation werden müssten. Militarisierung sei also die letzte Rettungsleine.

Die Frauen von „New Profile“ halten dagegen: „Angst verewigt Angst, Gewalt verewigt Gewalt!“ Und deshalb glauben sie an ihre Mission und sind unumstößlich davon überzeugt. „Auch mit den Palästinensern können wir friedlich zusammen leben! Israel trägt 100 Prozent Verantwortung für 50 Prozent des Konflikts.“

Eine Lösung des Problems halten sie auch deshalb für unbedingt nötig, weil die Aggressivität und Verrohung innerhalb der israelischen Gesellschaft ständig zunehme. „New Profile“ führt dieses Phänomen auf das Verhalten der Soldaten zurück, die aus den besetzten Gebieten zurückkämen. Ruth Hiller: „Wir sind besorgt über die Checkpoints und die Besatzung. Aber wir sind auch besorgt darüber, dass die Soldaten nach Hause kommen und ihre Frauen verprügeln. Selbst wenn die Besatzung enden würde, hätten wir immer noch mit ihren Folgen zu tun. Der Fahrstil auf den Straßen zeigt: Jeder Einzelne fühlt sich in seinem Auto wie in einem Panzer.“

In einer Gesellschaft, in der der Nachwuchs vom Kindergarten an militärisch ausgerichtet und erzogen wird, in der Wehrdienstverweigerung ein Tabu ist, in der ehemalige Militärs als Politiker den Ton angeben, in der die Berufschancen sich mit nach der Leistung beim Militär ausrichten und in der selbst die Konsumwerbung ganz offen für das Militär wirbt, haben sich die „New Profile“-vertreter eine denkbar schwierige Aufgabe gesetzt. Tal Haran kommentiert das so: „Wir sind noch ganz am Anfang. Für uns ist das so, als gingen wir in eine Kirche und würden das Kreuz oder etwas Ähnliches beleidigen oder verfluchen. So etwas zu sagen ist so, als griffen wir das Allerheiligste an – eben die Armee, von der doch unsere Existenz abhängt.“

Wie will die Organisation ihre Ziele erreichen? Vor allem, indem sie auf eine Änderung des Erziehungssystems hinarbeitet, das bisher noch ausschließlich unkritischen Gehorsam und die Glorifizierung des Militärs fördere. „New Profile“ setzt dagegen ganz auf ein Erziehungssystem, das gewaltlose Konfliktlösungen anstrebt.

*

Jaffa

Von Tel Aviv sind es nur wenige Schritte über die Promenade am Meer entlang nach Jaffa, das einst eine blühende arabische Stadt mit 50 000 Einwohnern war. Auf dem Hügel über der Stadt gibt es ein vorzügliches Restaurant mit weitem Blick über das Meer, wo man sehr gut essen kann. Die Atmosphäre ist gediegen und friedlich und wird fast romantisch, als die Sonne im Meer als großer roter Ball versinkt. Es ist genau 60 Jahre her, dass sich hier in unmittelbarer Nähe eine furchtbare Tragödie abspielte: Jüdische Truppen der Irgun und der Hagana griffen die Stadt an, insgesamt 5000 Mann, denen 1500 palästinensische Kämpfer gegenüber standen. Sie hatten keine Chance gegen die Übermacht, zumal auch die Briten, die damals noch die Mandatsmacht über Palästina waren, die Israelis unterstützten. Alle Einwohner Jaffas wurden vertrieben. Bei ihrer Flucht auf die Boote unten im Hafen haben sich nach Augenzeugenberichten dramatische Szenen abgespielt.

An der Uferpromenade finde ich einen Schaukasten, der die Geschichte der Stadt darstellt. Dort steht: „Jaffa wird während des Passover-Festes von jüdischen Untergrundtruppen der Hagana und der Irgun Zvai Leumi befreit – am Abend der Unabhängigkeit des Staates Israel.“

*

Jerusalem

Jerusalem beeindruckt durch seine einmalige Lage auf den Hügeln – und durch die Allgegenwart seiner Geschichte. Was hat diese Stadt über die Jahrtausende an Historie gesehen und erlebt! Nur wenige andere Städte der Welt können da mithalten. Aber sie besticht auch durch ihre moderne Pracht, ihren heutigen Reichtum und die ganz eigene Architektur der Israelis. Was für ein Gegensatz besteht zwischen dem Leben hier und dem ärmlichen Dritte-Welt-Land Palästina hinter der Mauer! Margit, eine Palästinenserin, die in der Altstadt wohnt, führt durch den arabischen Teil, der noch viel von seinem alten Zauber bewahrt hat. Dann plötzlich ist auch hier die politische Gegenwart sichtbar: Auf dem flachen Dach eines Hauses, das mit einem Drahtgitter umgeben ist, spielen zwei Jugendliche mit Kippa Fußball, eine an sich kaum erwähnenswerte Begebenheit. Aber beide haben Maschinenpistolen umhängen! Was für ein Bild in dieser nach außen so friedlichen Umgebung! Dient das wirklich der Sicherheit, wenn diese Jungen MP's tragen oder ist es reine Provokation? Trägt ein Palästinenser eine MP, gilt er als militant und muss mit dem Schlimmsten rechnen.

Margit erzählt eine kleine Geschichte aus ihrem Alltag, die aufzeigt, wie tief die Gräben zwischen den Völkern hier sind. Bei einem Gang durch Jerusalem sieht sie an einer sehr verkehrsreichen Straße ein kleines Mädchen stehen, das vielleicht sechs oder sieben Jahre alt ist und ihrer Aufmachung nach unverkennbar

jüdisch-orthodoxer Herkunft ist. Die Kleine weint bitterlich. Margit, die gut Hebräisch spricht, fragt sie nach dem Grund ihres Kummers. Die Kleine antwortet: „Hier ist so viel Verkehr, ich traue mich nicht über die Straße. Außerdem habe ich Angst, dass die Palästinenser mich erschießen.“ Margit nimmt das Mädchen bei der Hand und bringt sie über die Straße. Auf der anderen Seite angekommen sagt sie zu der Kleinen: „Du brauchst doch keine Angst zu haben. Ich bin auch eine Palästinenserin.“ Da wird die Kleine zur Furie, tritt und schlägt auf Margit ein, spuckt und schreit sie an, verflucht sie und läuft davon.

*

B'tselem

Bei der Menschenrechtsorganisation B'tselem in Jerusalem. Die Leiterin Risa Zoll, eine energische Dame in mittleren Jahren, die aus den USA nach Israel gekommen ist, informiert über ihre Organisation, die größte ihrer Art in Israel. Äußerste Professionalität ist das Markenzeichen dieser Gruppe. B'tselem konzentriert sich darauf, Verstöße gegen rechtlich verbindliche innerstaatliche und überstaatliche Rechtsvorschriften zu ermitteln, aufzuzeichnen und zu verifizieren, um die viele Male geprüften und für zweifelsfrei befundenen Ergebnisse politischen Organisationen, Regierungen, Gerichten und der Medien zur Verfügung zu stellen. Die Hauptarbeit machen so genannte Field-Researcher vor Ort – etwa in Gaza oder Hebron. Das Team in Jerusalem nimmt dann die letzten Recherchen und Kontrollen vor. Sehr erfolgreich hat sich bei B'tselem die Methode des „Zurückschießens“ erwiesen – allerdings nicht mit Waffen, sondern mit Filmkameras. Zuverlässige Palästinenser in den besetzten Gebieten erhalten eine Kamera mit eingebauter Tonaufnahmemöglichkeit, dazu ein Stativ. So können Übergriffe der israelischen Armee und Polizei direkt vor Ort gefilmt werden, was sonst kaum möglich wäre, da die Wege lang sind und die Checkpoints und Straßensperren ein Durchkommen schwer machen.

Risa Zoll nennt uns ein paar Zahlen, die den Ernst der Lage verdeutlichen: Seit der zweiten Intifada 2002 sind etwa 4000 Palästinenser getötet worden, es gibt 630 Checkpoints und Straßensperren innerhalb des Westjordanlandes und 93 für totale Kontrollen zwischen der Westbank und Israel, außerdem noch viele sogenannte „Überraschungs“-Checkpoints. 350 Kilometer Straßen sind ausschließlich Israelis vorbehalten, also für Palästinenser verboten. 80 Prozent der Mauer mit ihrer breiten Schutzzone auf beiden Seiten ist auf palästinensischem Boden errichtet, 63 Prozent der Checkpoints. 40 Prozent des Bodens des Westjordanlandes ist fest in israelischer Hand. Auf die Frage, ob das Zurückgehen der Zahl der Selbstmordanschläge auf den Bau der Mauer zurückzuführen ist, schüttelt Risa Zoll den Kopf: „Das ist absurd. Man braucht sich nur die Karte anzusehen, um festzustellen, dass die Mauer nur den einen Sinn hatte, zusätzliches Land in Besitz zu nehmen. Durch den Verlauf der Mauer sind 200 000 Palästinenser zusätzlich gegen ihren Willen auf die israelische Seite gekommen, die stellen doch sogar ein zusätzliches Risiko dar.“

Wie steht es um die Menschenrechte in den besetzten Gebieten? Die Antwort ist nicht schmeichelhaft für die politisch und militärisch Verantwortlichen in Israel. Immer noch fällt es ihnen – so B'tselem – schwer, die Balance zwischen wirklichen Sicherheitsbedürfnissen und den Rechten der Palästinenser einzuhalten. Allzu oft benutzen die israelischen Behörden angebliche Bedrohungen, um illegale politische Interessen „unter dem Vorwand der Sicherheit“ durchzusetzen.

Im einzelnen moniert B'tselem für das Jahr 2007:

- Das Recht auf Leben ist ein universales Menschenrecht, an das jeder Staat zu jeder Zeit gebunden ist. Im angegebenen Zeitraum gab es 133 Fälle, bei denen israelische Sicherheitskräfte Zivilisten töteten, die nachweislich nicht an Kampfhandlungen beteiligt waren. Erschwerend kommt in diesem Fall hinzu, dass die israelische Armee infolge der zweiten Intifada ihre Vorschriften für den Waffengebrauch gelockert hat: Die Soldaten dürfen nun auch auf Palästinenser in Situationen schießen, in denen ihr eigenes Leben nicht in Gefahr ist.
- Die Chance, dass die Verantwortlichen bei Tötungen von unschuldigen Zivilisten zur Rechenschaft gezogen werden, ist äußerst gering.
- 1,5 Millionen Palästinenser leben im Gaza-Streifen durch Israels Belagerung „in einem großen Gefängnis“. Israels Vorgehen dort stürzt die gesamte Bevölkerung in äußerste Bedrängnis. Die Belieferung mit Lebensmitteln, Wasser und Elektrizität ist nicht mehr gesichert, wodurch auch die medizinische Versorgung der Menschen weitgehend ausfällt. Da auch der Zugang zu den Arbeitsplätzen nicht mehr gewährleistet ist, leben 80 Prozent der Menschen in Gaza unterhalb der Armutsgrenze. Das ist ein klarer Verstoß gegen das humanitäre Völkerrecht, das eine Kollektivbestrafung einer Zivilbevölkerung zum Zweck der Erzeugung von politischem und militärischem Druck ausdrücklich verbietet.
- Die Restriktionen gegen die Palästinenser durch die Mauer, das System der Checkpoints, die Zersplitterung des Westjordanlandes in Enklaven und die Schaffung von „verbotenen Straßen“ schränken ihre Bewegungsfreiheit so ein, dass sie viele ihrer humanen Grundrechte nicht mehr wahrnehmen können. Dies betrifft die große Mehrheit der Palästinenser, die nicht unter dem Verdacht stehen, Israels Sicherheit zu bedrohen. Die Restriktionen sind deshalb eine Form der kollektiven Bestrafung, die nach dem humanitären Völkerrecht verboten ist.
- Die Sicherheitskräfte demütigen und misshandeln nach wie vor Palästinenser – bei Kontrollen, Wohnungsdurchsuchungen oder Demonstrationen. Die große Zahl solcher Fälle, ihre Schwere und Häufigkeit belegen, dass es sich

hier nicht um Einzelfälle handelt, sondern um ein allgemeines und systematisches Vorgehen. Die Täter werden so gut wie nie zur Rechenschaft gezogen.

- Mehr als 6000 Palästinenser von der Westbank wurden 2007 von den israelischen Sicherheitskräften in Haft gehalten. Die große Mehrheit von ihnen stand unter dem Verdacht „feindlicher Terroraktivität“. Die Verhöre, die dabei stattfinden sowie die Bedingungen in den Gefängnissen erfüllen dabei oft den Tatbestand der Misshandlung. Da diese Methoden das Ziel haben, den Häftlingen sich steigende Schmerzen zuzufügen, laufen sie oftmals auf die Anwendung direkter physischer Gewalt, also Folter, hinaus.
- Nach wie vor wenden israelische Soldaten das Mittel an, Palästinenser als lebende Schutzschilde zu benutzen. Bei Ausübung dieser Praxis müssen Palästinenser gegen ihren Willen gefährliche militärische Aufgaben übernehmen oder Soldaten vor Gewehrfeuer schützen. Diese Methode ist ein klarer Bruch des Menschenrechts auf Leben und körperliche Unversehrtheit.
- 2007 wurden 847 Palästinenser in Administrativhaft gehalten – darunter auch Minderjährige und zwei Frauen. Diese Personen werden einzig und allein aufgrund von Behördenentscheidungen inhaftiert, ohne dass ihnen mitgeteilt wurde, welches Vergehen ihnen vorgeworfen wird. Die Behörden machen offenbar auch keine Anstalten, diesen Vorwürfen nachzugehen.
- Seit 1967 hat Israel mehr als 40 Prozent des Westjordanlandes für den Bau von Siedlungen in Besitz genommen. Diese israelischen Siedlungen sind „in sich selbst“ illegal, da ihre Existenz gegen die vierte Genfer Konvention verstößt. Sie verbietet, dass eine Besatzungsmacht eigene Bürger in das okkupierte Gebiet „transferiert“. Die Existenz der Siedlungen ist eines der Haupthindernisse für eine Beendigung der Besetzung und für die Wahrnehmung des Rechtes auf Selbstbestimmung durch die Palästinenser in einem eigenen Staat.
- Immer wieder üben Siedler in den besetzten Gebieten Gewalt gegen Palästinenser aus – durch Schießen, Schlagen, Treten und Steine werfen. Sie zerstören palästinensisches Eigentum, entwurzeln Bäume, zerstören Bauten, Ernten und Fahrzeuge oder nehmen palästinensisches Land in Besitz.
- Israel blockiert weiterhin die Familienzusammenführung von Ehegatten und Kindern, die im Ausland leben, mit Angehörigen im Gaza-Streifen oder im Westjordanland. Außerdem verhindern die Behörden die Zusammenführung von Bürgern und Einwohnern Israels mit ihren Familien in der Westbank und im Gaza-Streifen. Das Recht von Familien zusammenzuleben, ist ein Menschenrecht und keine Gnadengewährung einer Regierung.

- Die Palästinenser leiden weiterhin unter Mangel an Wasser, das ihnen von Israel zugeteilt wird. Pro Kopf eines Haushaltes und für den städtischen Gebrauch erhalten palästinensische Gemeinden 60 Liter pro Tag, israelische Bürger verbrauchen dagegen 280 Liter pro Kopf und Tag. Dadurch werden die Palästinenser in ihrem persönlichen Leben – Körperpflege, Wäschewaschen, Spülen von Toiletten und Putzen ihrer Häuser – erheblich eingeschränkt. Außerdem leiden die Landwirtschaft und die Viehhaltung unter dem Wassermangel.
- Die Menschenrechte der in Ost-Jerusalem lebenden Palästinenser werden durch die Politik der Regierung und der Stadtverwaltung massiv eingeschränkt: durch Verweigerung von Wohnrechten und von Baugenehmigungen sowie durch den Verlauf der Mauer, die die Menschen voneinander trennt. Außerdem erhalten die Palästinenser Ost-Jerusalems von der Stadtverwaltung zu wenig Mittel für Infrastrukturmaßnahmen und soziale Dienste zugeteilt.

*

An der Mauer

Der Field-Researcher Kareem von B'tselem erläutert bei einer Rundfahrt den Verlauf der Mauer im Großraum Jerusalem. „Die Israelis haben nur ein Ziel“, sagt er, „sie wollen das Land, aber ohne die Menschen, die darauf seit Jahrhunderten leben.“ Er erklärt das an mehreren Beispielen. Wir fahren in die israelische Siedlung Har Homa bei Bethlehem, das heißt, der Fahrer versucht es, mit seinem Wagen dort hineinzukommen. Ein Soldat an einer Straßensperre hält den Wagen an und erklärt in martialischem Ton, dass der Zugang zur Siedlung aus Sicherheitsgründen gesperrt sei. Der Fahrer nimmt einen anderen Weg, und wir sind ohne Kontrolle mitten in der Siedlung Har Homa. Sie ist wie alle Siedlungen eine Retortenstadt, die auf dem Reißbrett entworfen wurde. Ihre modernen Häuser sind wie festungsartige Burgen in den Hang des Berges hinein gebaut – mit wehrhaften, fast drohenden Mauern nach Bethlehem hin. Alle Fenster der unteren Stockwerke sind mit Eisengittern verrammelt. Die Siedlung ist völlig tot, ohne jedes Leben, niemand zeigt sich auf den Straßen. Gibt es überhaupt Menschen, die hier einziehen wollen? Dass die Bauarbeiten an diesen Siedlungen wie auch an der Mauer zumeist von Palästinensern erledigt werden, muss für sie eine zusätzliche Demütigung sein. Aber angesichts der hohen Arbeitslosigkeit haben sie keine andere Wahl.

Vom letzten Haus dieser Wehrdörfer bis zum ersten Haus einer arabischen Gemeinde müssen mindestens 500 Meter liegen – so schreiben es die Israelis aus Sicherheitsgründen vor. Pech für viele Besitzer von Olivenbaum-Plantagen. Ihre Anwesen liegen nun hinter der Mauer und sind für ihre Eigentümer nicht mehr erreichbar. Kareem zeigt uns einen Gebäude-Komplex, der in diesem

Sicherheitsbereich liegt. Es ist die kleine Farm eines palästinensischen Bauern. „Die Leute leben noch dort“, sagt der Field-Researcher, „aber sie sind völlig eingeschlossen, können sich kaum noch bewegen. Auf dem direktem Weg wären sie in wenigen Minuten in Bethlehem, aber nun müssen sie einen langen Fußmarsch zum Checkpoint machen und von dort – nach demütigenden Kontrollen – weiter ins Stadtzentrum laufen. Eine Tortur für die Menschen. Natürlich darf sie ‚aus Sicherheitsgründen‘ auf ihrer Farm niemand besuchen.

Ein Stück weiter am Hang hat die griechisch-orthodoxe Kirche auf palästinensischem Gebiet eine große moderne Wohnsiedlung für sozial bedürftige Bewohner Bethlehms gebaut. Sie steht seit Jahren leer und darf nicht bezogen werden, weil der Abstand zur nahen Siedlung Har Homa nicht die vorgeschriebenen 500 Meter beträgt. Die Wohnanlage verrottet still vor sich hin.

Kareem will nun das palästinensische Dorf Nu'man zeigen. Um zu ihm zu kommen, muss man einen Checkpoint passieren. Die Soldaten verweigern die Durchfahrt. Kareem beschwert sich, schimpft, redet auf die Soldaten ein. Die telefonieren mit ihren Vorgesetzten. Es ist wohl die Anwesenheit von Ausländern, die sie umstimmt. Wir dürfen weiter fahren. Nu'man übertrifft an Absurdität alles vorher Gesehene. Der Boden des Dorfes ist schon von den Israelis in Besitz genommen worden. Auf dem nächsten Hügel liegt bedrohlich die Siedlung Har Gillo, die offenbar bald auch diesen Ort schlucken soll. Die palästinensischen Einwohner des Dorfes haben ihr Recht, hier länger bleiben zu dürfen, verloren, sie leben illegal auf ihrem eigenen Grund und Boden. Einige Häuser hat die Armee schon zerstört. Ihre Beton- und Stahltrümmer ragen wie Menetekel in die Luft. Nur mit den „Permits“ (Passierscheinen) der israelischen Behörden, unter Inkaufnahme mühseliger Fußmärsche und langer Wartezeiten an den Checkpoints können sie ihr Dorf – natürlich nur auf den vorgeschriebenen Straßen für Palästinenser – noch verlassen.

Auf dem Weg zwischen Dorf und Checkpoint sprechen wir eine junge Palästinenserin an, die ganz in Schwarz gewandet, sich in der glühenden Sonne zu Fuß auf den langen Weg nach Bethlehem gemacht hat. Sie studiert dort Zahnmedizin. Nichts auf der Welt, sagt sie, könne sie davon abhalten, ihr Studium abzuschließen. Da nähme sie auch alle Schikanen in Kauf.

Am Rande Jerusalems stoßen an einer Straße zwei arabische Dörfer zusammen, die eigentlich ein Ort sind: Jabel Mukaber und Sheich Said. Die Israelis haben die Siedlung geteilt. Um Sheich Said haben sie einen provisorischen Zaun gezogen, da die Mauer noch im Bau ist, und einen Checkpoint davor gesetzt. Da die Bewohner nur noch unter großen Schwierigkeiten ihr Dorf verlassen bzw. wieder in ihre Häuser zurückkommen können, ist auch die Infrastruktur zusammengebrochen. Eine Müllabfuhr gibt es offenbar nicht mehr. Der Abfall türmt sich meterhoch am Zaun und verbreitet einen penetranten Gestank.

Vor dem Checkpoint steht ein Palästinenser, der völlig verzweifelt ist und jedem, der vorbeikommt, seine Geschichte erzählt. Er ist mit einem kleinen Kastenwagen hier, um Bücherregale für die Schule von Sheich Said abzuliefern. Ausgeladen stehen sie in der glühenden Sonne. Die drei Soldaten am Check-

point haben abgewunken. Der Mann darf mit seinen Regalen nicht passieren, auch ohne Auto nicht. Er ist völlig außer sich und versteht die Welt nicht mehr. „Es sind doch nur Bücherregale für die Schule“, sagt er immer wieder. Die drei Soldaten räkeln sich gelangweilt in der Sonne und nehmen den Mann nicht mehr zur Kenntnis.

*

Graffiti

Überall auf den grauen Betonwänden der palästinensischen Seite der Mauer haben sich inzwischen – wie einst in West-Berlin – Sprayer betätigt und ihre Botschaften hinterlassen. Ich habe folgende notiert – die meisten sind in Englisch abgefasst und von mir übersetzt: „Mit Liebe und Küssen – nichts dauert ewig“!, „Willkommen im Ghetto – Mauer der Tränen“, „Ich bin ein Berliner“ (in deutsch), „Freunde kann man nicht trennen“, „Es gibt keine gerechten und ungerechten Kriege, sondern nur dumme!“, „Ich brauche keine Mauern um mich!“ (Pink Floyd), „Die Mauer wird fallen!“, „Existieren heißt Widerstand leisten! Es lebe das freie Palästina!“, unter einer gemalten amerikanischen Flagge steht das Wort „Why?“ (warum?) und darunter: „Nur Sharon weiß es“, „Gegen die Okkupation!“, „Stoppt die Apartheid!“, „Die Welt ist zu klein für Mauern!“, „Es ist eine Schande und Du weißt es!“, „Baut keine Mauern, sondern Brücken!“ und unter dem Porträt einer palästinensischen Frau steht: „Ich bin keine Terroristin!“.

Die Kritik an der Mauer kommt nicht nur von palästinensischer Seite oder von den israelischen Menschenrechtsgruppen. So halten die beiden israelischen Autoren Idith Zertal und Akiva Eldar in ihrem Buch „Die Herren des Landes. Israel und die Siedlerbewegung seit 1967“ (2007) den Bau der Mauer für einen großen politischen Fehler und nennen sie einen „tief traurigen Witz, ein Symbol der Dummheit eines mächtigen militärischen Imperiums, das dem internationalen Recht spottet, Israels fundamentale staatliche Interessen konterkariert und – am gravierendsten – allen grundlegenden moralischen Erwägungen entsagt. Vor allem aber meinen die beiden Israelis, dass die Mauer auf lange Sicht Israels Aussichten auf Frieden und Sicherheit in der Region minimieren werde. Sie habe zudem den Palästinensern ihre Legitimierung wiedergegeben, die sie wegen ihrer mörderischen Terrorakte verloren hätten.

*

Hebron

Eigentlich stand auch Hebron auf dem Reiseplan. Diese ursprünglich rein arabisches Stadt ist, seitdem sich dort vor einigen Jahren jüdische Siedler mitten im Zentrum niedergelassen haben und sich nun Haus für Haus besetzend weiter ausbreiten, zum Sicherheitsalbtraum auch der israelischen Behörden geworden. Armee und Polizei müssen nicht selten die Palästinenser vor den äußerst aggressiven Attacken der Siedler schützen – eine ungewöhnliche Situation in den besetzten Gebieten. Da ich genau zum Zeitpunkt des 60. Staatsjubiläums Israels in Palästina war, den Tagen also, an denen die Palästinenser an ihre Nakba (die Katastrophe ihrer Vertreibung) erinnerten, rieten alle Kenner der Situation aus Sicherheitsgründen von einem Abstecher in diese Stadt ab. „Zu gefährlich Die Lage ist explosiv dort!“ hieß es. Es müsste mit Zusammenstößen gerechnet werden. Die Warnung kam nicht von ungefähr. Erst wenige Tage zuvor war eine Delegation von Abgeordneten des Deutschen Bundestages von den Siedlern mit Steinen beworfen worden. Die deutschen Volksvertreter suchten ihr Heil in der Flucht.

So musste ich mich darauf beschränken, die Wirklichkeit Hebrons auf einer DVD, die Mitarbeiter von B'tselem mit gnadenloser Optik produziert haben, anzuschauen. „Hebron Ghosttown“ heißt der Streifen. In der Tat, anders kann man diesen Ort nicht bezeichnen. Das Zentrum und die Hauptgeschäftsstraße – die a-Shuhada-Straße – sind menschenleer, die Läden geschlossen und verrammelt, Marktstände gibt es nicht mehr. Nur die jüdischen Siedler dürfen hier passieren. Tausende von Palästinensern mussten ihre Häuser im Zentrum verlassen, um die Sicherheit der Neusiedler zu gewährleisten.

Nun hat ein israelisches Gericht verfügt, dass die Palästinenser – zum ersten Mal seit 2000 – die a-Shuhada wieder betreten dürfen. Die Schließung sei ein Irrtum gewesen, heißt es in dem Urteil. Etwas zögerlich kommen ein paar Männer und wollen den Gang über die Straße wagen. Doch kaum haben sie ihren Fuß auf die Straße gesetzt, tauchen mehrere Soldaten auf, schreien „forbidden for you!“ und drängen die Männer im harschen Befehlstone wieder zurück. Die Palästinenser protestieren und überreichen den Soldaten das schriftliche Gerichtsurteil. Diese ziehen sich hinter einen Schutzwall zurück und lesen das Papier. Dann telefonieren sie aufgeregt mit ihrer Befehlszentrale, um Anweisungen zu erhalten. Und wirklich: Plötzlich geben die Soldaten ein Zeichen, die Männer dürfen passieren. Sie jubeln und rufen ihren Landsleuten, die von Mauern und Fenstern herab die Ereignisse verfolgen, zu: „Die Straße ist wieder offen für uns!“ Ungläubiges Staunen bei den arabischen Zuschauern. Fotos werden gemacht. Die Straße ist wieder offen! Überall strahlende Gesichter.

Drei Tage später. Die Palästinenser versuchen erneut den Gang über ihre Straße. Soldaten halten sie auf. Ein Sprecher der Siedler erscheint und erzählt etwas von „Terrorismus und feindlich gesinnten Arabern“. Die Soldaten riegeln die Straße

endgültig wieder ab. Der Traum vom freien Gang durch ihre Stadt hatte sich für die Palästinenser nur für wenige Stunden erfüllt.

An der Tel Rumeida-Straße wohnen auf der einen Seite Palästinenser und auf der anderen die Siedler. Die Häuser der arabischen Familien sind vollständig mit einem Drahtverhau umgeben, um die Bewohner vor den Steinwürfen der Siedler zu schützen. Eine Palästinenserin klagt: „Wenn wir das Haus verlassen, bewerfen sie uns. Ich kann meine Kinder nicht mehr vor die Tür lassen.“ In diesem Augenblick fliegt wirklich eine Salve von Steinen gegen das Drahtgitter. Ein Siedlerjunge sagt: „Die Araber machen immer Ärger!“ Es kommt zu einem wüsten Handgemenge. Die Siedler schreien: „Weg mit der Kamera, keine Fotos!“ Araberinnen und Siedlerfrauen schreien sich gegenseitig mit „Whore!“ und „bitch“ (Hure) an. Die Soldaten haben die ganze Zeit tatenlos dabei gestanden. Die Palästinenserin klagt: „Die Siedler ruinieren unser Leben!“

Eine ältere palästinensische Frau kann nicht mehr auf dem üblichen Weg in ihre Wohnung gehen, da sie die a-Shuhada-Straße nicht benutzen darf. Sie läuft durch dunkle Hinterhöfe, klettert über einen Anbau auf ein Dach, steigt eine Leiter hinunter auf ein tiefer gelegenes Flachdach und gelangt dann über eine zweite Leiter in einen Hinterhof. Von da kann die Palästinenserin dann in ihre Wohnung treten. Diesen Weg muss die alte Frau mehrmals am Tag machen. „Sie werfen ständig Steine und machen mir die Fensterscheiben kaputt“, sagt sie. Durch das zerbrochene Glas schwenkt die Kamera auf die völlig verlassene a-shuhada-Straße mit ihren verrammelten Läden.

Einer anderen älteren Palästinenserin ist es von der Armee erlaubt worden, ihre seit drei Jahren von den Soldaten beschlagnahmte Wohnung wieder zu betreten. Die Frau läuft durch Hinterhöfe – vorbei an Stacheldrahtrollen und einer zerbrochenen Holztür. Sie schließt die Tür auf. Die ganze Einrichtung ist verwüstet. Die Fensterscheiben sind zerschlagen. Die Frau weint bitterlich und schluchzt: „Ich hätte hier nie wieder herkommen dürfen!“

Ein älterer Palästinenser darf laut Urteil des israelischen Obersten Gerichtshofs nach Jahren zum ersten Mal seinen Olivenhain wieder betreten, um die Früchte der Bäume zu ernten. Aber es gibt so gut wie nichts mehr zu ernten, die Siedler, die das Terrain besetzt haben, waren ihm zuvorgekommen. Ein paar vereinzelte Oliven findet der Mann noch, er verstaut sie in den Seitentaschen seiner Strickjacke. Siedler kommen dazu und fordern zwei anwesende Soldaten auf, den Mann wegzuschicken. Er habe hier nichts zu suchen. Der eine Soldat belehrt die Siedler über das Gerichtsurteil und fügt hinzu, dass der Mann sich hier ganz legal aufhalte, da der Olivenhain sein Grund und Boden sei. Und deshalb dürfe er hier auch ernten.

Die Siedler schreien den Palästinenser an: „Geh zur Hölle, das Land gehört uns! Er ist ein Dieb! Weg mit der Kamera! Keine Fotos!“ Es kommt zu einem Handgemenge. Eine Siedlerfrau beschimpft den Palästinenser, der die ganze Zeit ruhig dagestanden hat, mit sich überschlagender Stimme: „Araber haben meinen Vater ermordet. Das waren deine Leute. Ihr seid alle Mörder und Nazis! Du tötetest wie im Holocaust Juden! Du hast kein Recht hier zu sein. Und klagend

fügt sie hinzu: „Wir Juden haben offenbar kein Recht hier zu leben! Wir dürfen nirgendwo leben!“ Die Szene geht im allgemeinen Getümmel unter.

*

Ich habe seit Tagen keine Zeitung in den Händen gehabt. Im Hotel surfe ich deshalb abends im Internet, um zu erfahren, was sich in der Welt ereignet hat. Im Gazastreifen gab es – wie fast täglich – wieder Kämpfe mit vielen Toten. Aber eine Meldung ist ungewöhnlich und erregt meine Aufmerksamkeit. Da heißt es: Eine israelische Militäreinheit hat am 16. Mai 2008 im südlichen Gaza-Streifen die Hühnerfarm des Palästinensers Nasser Jaber zerstört. Früh morgens seien die Bulldozer angerückt und hätten den ganzen Betrieb platt gemacht. Dabei seien 40 000 Hühner getötet worden. Seine Farm habe täglich 45 000 Eier produziert, sagt Nasser Jaber. In 18jähriger Arbeit habe er diesen Betrieb aufgebaut. Nun stehe er vor dem Nichts. Er sei nie politisch tätig gewesen. Sieht so der Kampf gegen den Terror aus?

*

Yehuda Shaul

Treffen mit Yehuda Shaul von „Breaking the Silence“ in Jerusalem. Ich war Yehuda schon einmal in Bremen bei einem Workshop begegnet, und das erneute Zusammentreffen mit ihm bestätigte meinen ersten Eindruck von diesem couragierten Mann: Er ist eine sehr bemerkenswerte Persönlichkeit. Wenn es mehr Menschen seines Schlages gäbe, wäre es um diese Welt vermutlich besser bestellt. Yehuda, ein stämmiger Mann mit schwarzem Haar und einem üppigen Vollbart, ist ein frommer Jude, der stets seine Kippa trägt. Seine Eltern wanderten 1973 – dem Jahr des Jom Kippur-Krieges – nach Israel ein. Der Vater hatte bis dahin in Amerika gelebt, die Mutter stammt aus Kanada.

Mit 18 Jahren wurde Yehuda wie alle jungen Israelis zur Armee eingezogen. Er tat Dienst in Hebron. Was er dort erlebte, gab seinem Leben die entscheidende Wende. „Es war wie eine Erleuchtung“, sagt er heute, „ich sah das, was um mich herum geschah, nicht mehr mit den Augen eines Soldaten, sondern mit denen eines Zivilisten. Ich sah alles plötzlich sozusagen von außen. Ich blickte auf das zurück, was ich in den letzten Monaten in den besetzten Gebieten als Soldat getan hatte und war völlig schockiert über mich selbst. Ich wünschte mir, dass ich meinen eigenen Erinnerungen entfliehen könnte, aber es ging nicht. Es handelte sich wirklich um mich. Ich war es, der das getan und erlebt hatte! Und dann stellte ich fest, dass viele meiner Kameraden dasselbe empfanden, aber wir hatten nicht den Mut, darüber zu sprechen. „Wir fühlten alle, dass um uns herum etwas völlig verkehrt läuft und wir beschlossen, das Schweigen zu brechen.“

Das war im März 2004 die Geburtsstunde der Menschenrechtsorganisation „Breaking the silence“ (BTS), die es sich zum Ziel setzte, die von Soldaten in

den besetzten Gebieten begangenen Menschenrechtsverletzungen an die israelische und internationale Öffentlichkeit zu bringen – mit Pressearbeit, Produktion von DVD's und dem Ausrichten von Fotoausstellungen. „Was in den besetzten Gebieten geschieht“, sagt Yehuda, „ist das größte Geheimnis der israelischen Gesellschaft. Es ist ein totales Tabu. Niemand spricht darüber. Es ist wie etwas, das sich im Hinterhof abspielt. Es ist der Schmutz des Hinterhofes, den niemand vor seinem Haus haben möchte!“

Yehuda will offenbar mit seiner Aktivität das Trauma seiner Militärzeit bewältigen und das wiedergutmachen, was er und seine Kameraden als Soldaten auf Befehl tun mussten – aber auch „freiwillig“ taten, denn „nach einigen Monaten wird man zum willigen Automaten, der nicht mehr hinterfragt, was er da anstellt. Mit der Zeit sind die Palästinenser keine Menschen mehr, sondern nur noch Objekte.“ Yehuda erzählt: „Man bricht in Häuser ein, um sie zu durchsuchen, zerstört das Inventar und schließt die Bewohner so lange in einem Zimmer ein. Man verhaftet jede Nacht Personen, die dann – an den Händen gefesselt und mit verbundenen Augen – dem Geheimdienst für die Verhöre übergeben werden. Man schnappt sich einen Mann, der aus der Schlange am Checkpoint ausgebrochen ist oder vielleicht Unmut geäußert oder gelacht hat, nimmt ihn beiseite und lässt ihn – auch gefesselt und mit Augenbinde versehen – mit erhobenen Armen an einer Wand stehend sechs bis sieben Stunden warten. Wir müssen sie ja ‚erziehen‘.“

Yehuda nennt ein anderes Beispiel: „Man schießt mit dem Maschinenengewehr oder dem Granatwerfer auf bewohnte Gebiete. Einfach so. Nachdem du das einen Monat lang gemacht hast, wird es langweilig. Du sitzt zusammen mit einem Scharfschützen und das Spiel beginnt: ‚Dieses Auto da. 500 Meter entfernt. Meinst Du, du kannst das Hinterrad treffen? Wir wetten, es wird ein Spiel. Es macht Spaß. Du solltest es einmal probieren, es ist ein großer Spaß!‘“

Yehuda beschreibt seine schizophrene Situation als Soldat: „Nach 21 oder 24 Tagen, die Du in Hebron Dienst gemacht hast, bekommst Du ein Wochenende frei. Du steigst in den Bus und fährst nach Jerusalem. Es ist, als ob du eine Sicherheitsvorkehrung unter Deinem Sitz hast, in der du deine Person weschließt. In Jerusalem gehst du dann ins nächste Café, gibst deiner Freundin einen Kuss, gehst nach Hause und nimmst Mami und Pappi in die Arme: ‚Hey, Leute, ich bin ein ganz normaler Mensch!‘ Dann kommt der Sonntag, du ziehst deine Uniform an, überquerst die grüne Linie [die Staatsgrenze Israels bis 1967] und wirst wieder zum Monster.“

Das passt zur Funktion der Checkpoints. Yehuda erklärt sie so: „Für mich war es ein Moment der Erkenntnis, als ich begriff, dass die Checkpoints nicht nur dazu da sind, die Palästinenser daran zu hindern, nach Israel zu kommen. Diese Kontrollposten sollen auch verhindern, dass die Realität in den besetzten Gebieten nach Israel dringt. Die Checkpoints sollen also verhindern, dass unsere Persönlichkeit als Besatzer nach Israel gelangt.“

Es ist kein Wunder, dass dieser Mann mit seinen Mitstreitern von „Breaking the silence“ bei den Vertretern des politischen und militärischen Establishments

nicht gerade auf viel Verständnis stößt. Ich frage ihn, wie das offizielle Israel auf seine Arbeit reagiert. Yehuda sagt: „Natürlich sind sie nicht begeistert. Zur Zeit versuchen sie, uns mit Prozessen zu überziehen. Sie wollen uns offenbar kaputt machen.“

Und Hebron? Hier hält sich Yehuda die meiste Zeit auf, beobachtet das Geschehen, macht Führungen, um auswärtigen Besuchern die Situation der Stadt zu erklären, in der er vor Jahren Dienst tat. Außerdem versucht er, zwischen Juden und Palästinensern zu vermitteln. Bei letzteren ist er außerordentlich beliebt. Die Siedler mögen ihn verständlicherweise weniger. Um mit ihnen nicht verwechselt zu werden, hat Yehuda während seiner Militärzeit hier seine Kippa abgenommen. Vermittlung ist aber unter den gegebenen Umständen schwer. Die dauernden Beschränkungen (in zwei Jahren gab es für die Palästinenser 500 Tage Ausgangssperre), die exklusiv jüdischen Straßen und die dauernden Angriffe der Siedler machen der arabischen Bevölkerung das Leben zur Hölle. Wie groß der Hass bei den Siedlern auf die Araber ist, machen Graffiti auf den Mauern deutlich, die auf die Nazi-Zeit anspielen: „Araber in die Gaskammern!“

Die Situation ist völlig absurd: Armee und Polizei halten das Willkür-System aufrecht, 500 jüdische Siedler, die erst wenige Jahre hier sind, vor 150 000 Arabern zu schützen. Yehuda nennt ein Beispiel, wie das Zusammenleben beider Völker hier aussieht: „Das Haus des Palästinensers Hani ist auch mit einem engmaschigen Drahtgitter versehen wie so viele Häuser hier, nur so kann er sich und seine Familie vor den Steinwürfen der Siedler schützen. Die Attacken finden statt, sobald ein Familienmitglied das Haus verlässt. Hani kann keine Freunde und Verwandten zu sich einladen, um mit ihnen einen Kaffee zu trinken. So etwas muss vorher mit dem Militär abgesprochen werden. Die Familie muss für einen solchen Besuch Ein- und Ausreisepapiere beantragen. Als Hanis Vater starb, musste die Familie den Toten auf dem Rücken über die Felder zum Checkpoint tragen, weil sie ja die ‚jüdische Straße‘ nicht benutzen darf. Dort wartete der palästinensische Leichenwagen.“

Und was ist das Ziel der Siedler? „Die ganz Stadt in ihren Besitz bringen – Haus für Haus. Sie schicken ihre Steine werfenden Kinder vor, die die Palästinenser zermürben sollen, bis sie aufgeben und abhauen. Jüdische Kinder darf das Militär nicht verhaften.“

Das ist die tägliche Realität in Hebron nun schon seit vielen Jahren.

Yehuda zeigt bei unserem Zusammentreffen in Jerusalem einen Film, den „Breaking the silence“ gerade erst fertig gestellt hat. Junge Israelinnen, die gerade ihren Wehrdienst abgeleistet haben, berichten über ihre Zeit als Soldatinnen in den besetzten Gebieten. Diese sehr attraktiven jungen Frauen treten mit unverhülltem Gesicht und unverstellter Stimme vor die Kameras und berichten ganz offen über die tägliche militärische Arbeit, an der sie teilgenommen haben: Jagd auf Steine werfende Jungen, die dann – festgenommen – folterähnlichen Verhören unterzogen werden. Außerdem Häuserzerstörungen mit gewaltigen Explosionen, gewaltsame Wohnungsdurchsuchungen mit Zerstörung des Inventars, nächtliche Verhaftungen, Erniedrigungen und Demütigungen an den

Checkpoints, Erschießung von Männern, die die Armee für Terroristen hielt. Ein Junge wird getötet. Auch ein Baby kommt ums Leben. Die Frauen erzählen das Alles, als seien sie immer noch traumatisiert, von dem, was sie selbst getan, mit angesehen oder miterlebt haben. Mit ihrer Schuld fertig geworden war offenbar keine. Jede geht auf ihre Art mit dem Trauma vor der Kamera um: Die eine erzählt ihre Geschichte mit ausgreifenden hastigen Gesten und kreischend lauter Stimme, als wolle sie Alles um sich herum übertönen, eine andere bringt ihren Bericht lachend vor, aber dieses Lachen wirkt seltsam deplaciert, weil es in diesen schrecklichen Zusammenhängen gar nichts zu lachen gibt. Die dritte muss ihren Wortfluss immer wieder abbrechen, stockt, das Gesicht verzieht sich zu schmerzlichen Grimassen. Die Bilder der Vergangenheit holen sie offenbar immer wieder ein.

Tiefes betroffenes Schweigen unter den Anwesenden im Saal nach dem Ende der Films. Einigen laufen Tränen über die Wangen, niemand kann etwas sagen. Bis Yehuda nach längerem Schweigen das Wort ergreift und fragt, ob jemand sich zu dem Gesehenen äußern möchte oder ob eine Diskussion gewünscht werde. Nein, niemand fühlt sich in der Lage, nach diesen Bildern etwas zu sagen. Niemand bringt ein Wort heraus – und doch sind Alle voller Bewunderung für diese mutigen Frauen, die das Schweigen gebrochen haben.

Schluss

Während ich diesen Text schreibe, fällt mir eine Reuters-Meldung vom 1. Juni 2007 in die Hand, die besagt, dass Israels Regierung beschlossen habe im Gürtel um Jerusalem neue Siedlungen zu bauen bzw. alte – Pisgat Seew und Har Homa – auszubauen. Es ist erst wenige Tage her, dass US-Präsident Bush anlässlich des Staatsjubiläums in Jerusalem zu Besuch war. Da war viel von Frieden die Rede wie auf der Konferenz von Annapolis im Herbst 2007. Regierungschef Olmert war damals aber kaum wieder in Israel eingetroffen, als er schon den Bau neuer Siedlungen ankündigte. Sieht so der Frieden aus? Ich halte nach dem, was ich auf der anderen Seite der Mauer gesehen habe, für richtig, was viele Palästinenser sagen: Die Israelis wollen ein Maximum von unserem Land mit einem Minimum unserer Menschen, möglichst ganz ohne uns. Nur – Frieden bekommt man so nicht.

Am Ende meiner Reise durch Israel und Palästina stand Ratlosigkeit, die totale Ratlosigkeit und Verlegenheit eines Deutschen, der sich zutiefst der Verantwortung für die im deutschen Namen begangenen Schandtaten an den Juden bewusst ist und daran als Journalist und Autor nie einen Zweifel gelassen hat. Aber ich habe keine Argumente mehr, Israels Politik zu verteidigen. Die Israelis bestrafen mit ihrer rücksichtslosen Landnahme und brutalen Unterdrückung ein Volk, das mit den Verbrechen der Nazis nichts zu tun hat. Die große Mehrheit der Palästinenser, davon bin ich tief überzeugt, hat nur den Wunsch, in dem Land, in dem sie Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende lang gelebt haben, eine freie, unabhängige und selbständige Existenz neben Israel zu führen. Aber genau dieses Ziel kollidiert mit Israels Land-Interessen.

Auch viele Israelis – nicht nur die Vertreter der Menschenrechtsgruppen – sind der Meinung, dass Israel mit seiner Politik gegenüber den Palästinensern seine Existenz viel mehr gefährdet als alle vermeintlichen Bedrohungen von arabischer Seite es könnten. Israel ist die viertstärkste Militärmacht der Welt. Wer sollte diesen Staat in Gefahr bringen? Gerade erst hat Bush Israel für 30 Milliarden Dollar neue Waffenlieferungen zugesagt und zwar das Modernste, das die Amerikaner gerade erst entwickelt haben. Aber Kreuzritterstaaten haben sich in der Geschichte nie lange halten können. Auch im 60. Jahr seiner Existenz ist Israel in der Region noch nicht angekommen. Der schon Jahrzehnte andauernde Krieg mit den Palästinensern und die Mauer sind der eindeutige Beleg dafür.

Der Holocaust (oder die Shoa, wie die Israelis sagen) ist für die Israelis ein wichtiger, wenn nicht der wichtigste Teil ihres Selbst- und Staatsverständnisses geworden. Aber legen sie dieses Verbrechen an ihrem Volk – im exklusiven ethnischen Sinne – nicht sehr einseitig nur für sich selbst aus? Ich kann die Schlussfolgerung aus dem Holocaust nur universalistisch verstehen – so wie es der Israeli Uri Avnery so wunderbar formuliert hat:

„Das Konzept der Ausschließlichkeit des Holocaust kann zu verachtenswerten Perversionen führen. Viele unter uns behaupten, dass es für uns keine moralischen Beschränkungen gibt, weil – ,nach dem, was man uns angetan hat – kei-

ner das Recht hat, uns zu sagen, was für uns erlaubt oder nicht erlaubt ist. Nach der Shoah haben wir nur eine Pflicht, alles zu tun, um jüdisches Leben zu retten, auch durch schändliche Mittel'... Ich möchte behaupten, dass es jetzt, 60 Jahre nach dem Ende des Holocaust, an der Zeit ist, all dies hinter uns zu lassen. Die Zeit ist gekommen, das Gedenken des Holocaust von einem exklusiv jüdischen zu einer weltweiten menschlichen Angelegenheit zu machen. Das Trauern, die Angst und die Scham müssen in eine universale Botschaft gegen alle Formen des Völkermordes gewandelt werden. Der Kampf gegen den Antisemitismus muss ein Teil des weltweiten Kampfes gegen alle Arten von Rassismus, gegen Muslime in Europa, gegen Schwarze in Amerika, gegen Kurden in der Türkei oder Palästinenser in Israel oder gegen Fremdarbeiter überall sein. Die lange Geschichte der Juden als Opfer mörderischer Verfolgung sollte uns nicht dahin bringen, uns in einen Kult des Selbstmitleids einzuhüllen, sondern im Gegenteil uns dazu ermutigen, die Führung im weltweiten Kampf gegen Rassismus, Vorurteile und Stereotypen zu übernehmen, die mit Hetze von gemeinen Demagogen beginnen und beim Völkermord enden kann.“

Wenn die Mehrheit der Israelis den Holocaust auch so verstehen würde wie Uri Avnery, wäre der Nahe Osten einem Frieden sehr viel näher und Israels Existenz in dieser Region wäre für die Zukunft gesichert.

Über den Verfasser:

Arn Strohmeier, Jahrgang 1942, ist Journalist und Autor. Er hat Philosophie, Soziologie und Geschichte studiert und fast sein ganzes Berufsleben als politischer Redakteur bei Tageszeitungen gearbeitet. Außerdem hat er eine Reihe politisch-historischer Bücher geschrieben und Texte über sein bevorzugtes Reiseziel Griechenland. Er lebt in Bremen. (www.arnstrohmeyer.de)